

VORWORT

Dieser Sommer stand ganz im Zeichen der steirischen Familien! Im Rahmen der Familientour wurde das Thema Familie in der ganzen Steiermark zum Schwerpunkt gemacht. Ein Ziel war es, das qualitätsvolle Familienangebot der steirischen Landesregierung allen Steirerinnen und Steirern noch näher zu bringen. In diesem Sinne standen familienspezifische Informationen bei gleichzeitiger Unterhaltung im Rahmen von zehn familienfreundlichen Veranstaltungen im Mittelpunkt.

Das Land Steiermark leistet mit einem umfangreichen Familienangebot einen gesellschaftspolitisch unverzichtbaren Beitrag. Als Familienlandesrätin ist es mir wichtig, dass sich das Informations- und Serviceangebot ständig im Fluss befindet, sich mit den Familien weiterentwickelt und in alle Belange des täglichen Lebens ausstrahlen soll.

Mit der Veranstaltung „Familie heute – Wandel der Familienstruktur und Folgen für die Erziehung“ möchte ich neben der Informationsarbeit über Familienleistungen des Landes Steiermark einen weiteren Akzent in der steirischen Familienpolitik setzen.



Ihre

A handwritten signature in green ink that reads "Bettina Vollath".

Dr.ⁱⁿ Bettina Vollath
Familienlandesrätin



INHALT

ReferentInnen	5
Eröffnung und Begrüßung: Landesrätin Dr. ⁱⁿ Bettina Vollath	6
Vorträge	7
Univ.-Prof. Mag. Dr. Manfred Prisching: <i>Miteinander Leben – Lebensformen in schwierigen Zeiten</i>	9
Prof. DDDr. Wassilios E. Fthenakis: <i>Chancen und Risiken im Familienentwicklungsprozess für Männer und Frauen</i>	16
Dr. ⁱⁿ Martina Leibovici-Mühlberger: <i>Die Notwendigkeit von Eltern- und Partnerbildung im Hinblick auf die gesellschaftlichen Wandlungsprozesse</i>	28

REFERENTINNEN



Dr.ⁱⁿ Bettina Vollath
**Landesrätin für Jugend, Frauen, Familie
und Bildung**

1962 in Graz geboren, Universität für Welthandel in Wien, Studienwechsel, Studium der Rechtswissenschaften in Graz (Dr.ⁱⁿ jur. 1989), Geburt von 3 Söhnen, Ausbildung zur Mediatorin bei der ARGE für Sozialpädagogik in Wien, Tätigkeit in zwei Grazer Rechtsanwaltskanzleien, seit 01/2005 eingetragene Mediatorin im Sinne des Zivilrechts-Mediations-Gesetzes, Rechtsanwaltsprüfung (10/2005), seit 10/2005 Landesrätin für Jugend, Frauen, Familie und Bildung.



Univ.-Prof. Mag. Dr. Manfred Prisching
Institut für Soziologie, Universität Graz

Geboren 1950 in Bruck/Mur, Studium der Rechtswissenschaften (Dr. jur. 1974) und der Volkswirtschaftslehre (Mag. rer.soc.oec. 1977), Habilitation für Soziologie 1985, Gastprofessor an den Universitäten Limburg (NL), Salzburg, Innsbruck und Linz, 1994 tit.a.o. Univ.-Prof., 1995/96 Schumpeter-Gastprofessor an der Harvard University (Cambridge/ Boston), 2005/06 an den Universitäten New Orleans, Little Rock und Las Vegas, 1997 – 2001 wissenschaftlicher Leiter der Technikum Joanneum GmbH (steirische Fachhochschulen), korr. Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Autor zahlreicher Publikationen und wissenschaftlicher Fachliteratur.



Prof. DDDr. Wassilios E. Fthenakis
Universität Bozen

1937 in Griechenland geboren, promovierte nach dem Studium der Psychologie und Anthropologie in München, habilitierte sich 1986 in Sozialanthropologie und wurde 1987 Professor für Entwicklungspsychologie und Familienforschung. Seit 1975 ist er Direktor des Staatsinstituts für Frühpädagogik und Familienforschung in München und seit 2002 ordentlicher Professor für Entwicklungspsychologie und Anthropologie an der Freien Universität Bozen/Italien. Er ist Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Organisationen im In- und Ausland und Verfasser vieler Bücher und Artikel zu Themen der Familienforschung und Kinderpsychologie.



Dr.ⁱⁿ Martina Leibovici-Mühlberger
ARGE Erziehungsberatung, Wien

Gynäkologin, Psychotherapeutin mit Zusatzausbildung Ärztin für Psychosomatik, Autorin zahlreicher wissenschaftlicher Fachtitel, Vorträge, Gründerin der ARGE Erziehungsberatung, Trainerin für das Wissenschaftsministerium sowie die Universität Wien für Projekte in Rumänien, Mitglied eines ExpertInnenteams im Rahmen eines EU-Projektes für AlleinerzieherInnen und Eltern von Pubertierenden, Arbeit mit dem österreichischen TV als HelpTV-Nanny und Betreuung einer eigenen Kolumne zu Erziehungsfragen in einer österreichischen Tageszeitung.



DR.^{IN} BETTINA VOLLATH Landesrätin für Jugend, Frauen, Familie und Bildung

Ich freue mich sehr, dass es uns gelungen ist, drei hochkarätige ReferentInnen für die heutige Veranstaltung zu gewinnen und begrüße herzlich Frau Dr.ⁱⁿ Bettina Leibovici-Mühlberger, Herrn Professor DDDr. Wassilios E. Fthenakis und Herrn Professor Mag. Dr. Manfred Prisching. Es freut mich ebenfalls sehr, dass ich Frau Carina Kerschbaumer von der „Kleinen Zeitung“ für die Moderation gewinnen konnte!

Wie vielleicht einige von Ihnen wissen, habe ich in Zusammenarbeit mit Landeshauptmann Mag. Franz Voves und Landeshauptmann-Stellvertreter Herrmann Schützenhöfer den Schwerpunkt im heurigen Sommer auf das Thema Familie gelegt. Die Familientour 2006 gastierte diesen Sommer an insgesamt zehn Veranstaltungsorten in der Steiermark und brachte einerseits Informationen an die steirischen Familien, was mir ein wichtiges Anliegen war, und bot andererseits gleichzeitig auch Unterhaltung. Ich war bei einem Großteil der Veranstaltungen auch selbst vor Ort. Die Rückmeldungen, die mich bis jetzt erreicht haben, waren durchwegs positiv.

Die Familienstrukturen sind im Wandel, das ist unüberschbar. Dieser Wandel in der Struktur beschäftigt mich in der Rolle als Familienlandesrätin natürlich ganz besonders. Es ist heutzutage hinreichend bekannt, dass Familien nicht mehr ausschließlich aus Vater, Mutter und Kind bestehen, sondern dass der Familienbegriff immer differenzierter zu sehen und auch zu denken ist. Im Idealfall wählt jede Frau/jeder Mann ihre/seine Lebensform, den eigenen Lebensentwurf und damit eng verbunden auch die bevorzugte Familienform. Egal ob Vater-Mutter-Kind, in Ehe oder Lebensgemeinschaft, im Zusammenschluss von Teilfamilien, alleinerziehend, mit oder ohne Kinder, hetero- oder homosexuell: in unserer modernen, aufgeschlossenen Gesellschaft sollte kein Korsett

einengen, und die Politik ist gefordert, all diese Formen zu begleiten und zu fördern. Die Situation von Familien in Österreich, aber auch gesamteuropäisch gesehen, ist von der aktuellen demografischen Entwicklung geprägt. Zum einen haben wir einen historischen Geburtenrückgang zu verzeichnen, zum anderen steigt die Lebenserwartung immer weiter an. Dermaßen veränderte Realitäten fordern uns alle zum Umdenken auf. Die Leistungen der Familien sind für die gesamte Gesellschaft von wesentlicher Bedeutung. Die Politik ist gefordert, Rahmenbedingungen zu schaffen, die wieder zu einer möglichst ausgeglichenen demografischen Struktur führen. Vorrangiges Ziel ist meines Erachtens die Entscheidung und Verantwortung für Kinder in den Vordergrund zu stellen. In demografischer Hinsicht hätten wir ein sehr großes Ziel erreicht, wenn sich die Kluft zwischen dem Kinderwunsch von Frauen und der tatsächlichen Kinderzahl pro Frau verringern würde. Der Kinderwunsch liegt derzeit der Statistik nach in Österreich bei 2,02 Kindern pro Frau, die tatsächliche Kinderzahl bei 1,3 Kindern, in der Steiermark knapp darunter.

Die Folgen für die Erziehung gestalten sich ganz unterschiedlich. Auf jeden Fall brauchen Eltern meiner Meinung nach verlässliche PartnerInnen und Vorbilder, welche sie im vorschulischen Bereich – in den Kindergärten bzw. Kinderbetreuungseinrichtungen – und natürlich in Folge auch in den Schulen finden. Ich denke, Sie alle kennen diese Thematik: Auf der einen Seite beklagen sich PädagogInnen in Bildungseinrichtungen, dass sie immer mehr erzieherische Verantwortung zu übernehmen haben, und auf der anderen Seite klagen Eltern, dass sie zunehmend schulische Aufgaben übernehmen müssen. Warum ist das so, was ist passiert? Ich hoffe, dass wir vielleicht auch auf diese Fragen von den Vortragenden eine Antwort oder zumindest den Versuch einer Antwort bekommen können und freue mich sehr auf die folgenden Vorträge!



MITEINANDER LEBEN – LEBENSFORMEN IN SCHWIERIGEN ZEITEN

UNIV.-PROF. MAG. DR. MANFRED PRISCHING

Institut für Soziologie, Universität Graz

Die Menschen hängen an der Familie, aber die Familie ist nicht mehr das, was sie einmal gewesen ist. Es fällt den Menschen heute schwer, miteinander umzugehen, mit dem Partner und der Partnerin, mit den Kindern, mit den Verwandten. Alle scheinen sie jeweils vom Mars und von der Venus zu sein, wie es ein Buchtitel so drastisch beschreibt.

Es gibt wenig statistische Daten über die Gesellschaft, die so eindeutig sind wie der Abwärtstrend des „klassischen Familienmodells“. Es gibt freilich eine semantische Bewätigung dieses Problems: Indem man sagt, alles andere als die klassische Familie sei eben auch Familie, es gebe einfach heutzutage viele verschiedene Familienformen, und so ist auch jeder, der alleine lebt, eine „Familie“. Damit haben wir keine Krise der Familie, sie ist wegdefiniert, und die ganze Sache ist wieder einfach und beruhigend geworden. Die klassische Familienvariante war unschreibbar: heiraten, bis zum Lebensende zusammen bleiben, zumindest der Absicht nach, und Kinder produzieren. Das ist das klassische Modell, und es ist zu einer schwierigen Angelegenheit geworden.

Das Bild der Partnerschaft und der Familie wandelt sich. Es bestehen große Unsicherheiten, die Menschen kommen mit den neuen „Bildern“ nur schwer zurecht, und das herkömmliche Familienbild ist immer weniger repräsentativ. Das ist die Ausgangsthese: Die „Normalität“ der Familie befindet sich in Auflösung. Die Familie ist nicht mehr „normal“. Es gibt soziale Institutionen, die gewisse Erwartungen einlösen und dadurch das Leben leichter machen: Man

weiß, worum es geht. Auch die Familie war „erwartbar“: Über Jahrzehnte hinweg war es der normale Lebensweg für Personen unterschiedlichen Geschlechts, zu heiraten und Kinder zu bekommen. Das war irgendwie „normal“, und alles andere, jede Abweichung vom herkömmlichen Modell, war „sonderbar“. Das ist heute nicht mehr so. Man hat mehr Optionen; aber man weiß auch nicht mehr, was gilt oder was nicht gilt. Man weiß nicht mehr, was man erwarten, fordern und sich wünschen darf. Die normale Familie ist nicht mehr normal. Unter Umständen ist das eine Krise, die vielleicht eine Schwäche Europas signalisiert, eine überlebensbedrohende Schwäche, die mit anderen Schwächen einhergeht, unter Umständen ist es aber auch ein Suchprozess, der erforderlich ist, um mit neuen Gegebenheiten fertig zu werden.

Jetzt könnte man sagen, das alles sei übertrieben, es handle sich um verzerrte, pessimistische Wahrnehmungen, und natürlich müssen wir einige Vorbehalte einfügen. Wir haben nostalgische, aber auch unrealistische Bilder von der Vergangenheit. Die Familie war auch früher nicht der Inbegriff der heilen Welt, auch vor 100 oder 200 Jahren ging es unter Umständen im sozialen Nahbereich recht brutal zu, und die Zahl der außerehelichen Kinder war nicht gering. Man sollte die Vergangenheit nicht verklären. Es stimmt auch, dass Negative-Beispiele, die als Belege für das Versagen der Familie dienen können, eine größere Aufmerksamkeit erhalten als erfolgreiche Beispiele. Wenn irgendwo in Amerika ein Jugendlicher mit einem Gewehr durch die Schule bal-



Abb. 1

lert oder sonst drastische Auffälligkeiten auftreten, heißt es prompt: Die Eltern sind schuld, die Familie ist schuld, bei derart desolaten Familienverhältnissen muss das ja geschehen. Die Men- gen von Menschen, die normal aufwachsen, bei denen die Sozialisierung gelingt, erfahren weit weniger Aufmerksamkeit, weil es über gelingende Erziehung nicht viel zu erzählen gibt. Es gibt deshalb eine systematische Verzerrung zum Negativen, und der Familie wird selten zugebilligt, dass sie etwas Gutes geleistet hat. Andere Elemente des Zeitgeistes verstärken diesen Eindruck. Es gibt bohémefreundliche Zeitstimmungen, denen zufolge ein konventionelles Familienleben als langweilig und jede Art von Abweichung oder sogar Perversion als spannend dargestellt wird. Die herkömmliche Familie wird gleichsam in das reaktionäre Eck abgeschoben.

Abb. 1: Wenn auch die Zeitschrift Profil den Untergang der Familie auf ihrer Titelseite beklagt, dann kann an dieser Entwicklung wohl kein Zweifel mehr bestehen.

Ich fasse in einigen Thesen zusammen, was sich über die großen Entwicklungslinien der Familie in der Gegenwartsgesellschaft sagen lässt.

THESE 1: VERFLÜSSIGUNG DER GESELLSCHAFT. Wir erleben eine Verflüssigung der Gesellschaft und vieler ihrer Institutionen. Ich möchte einige Stichwörter nennen, die wir alle kennen und die als Beschreibung unserer Gesellschaft üblich sind: Individualisierung, Auflösung der äußeren Haltepunkte, Herauslösung aus vorgegebenen Traditionen und Milieus, Desorientierung, Anomie, Pluralisierung von Lebensformen. Heutzutage ist eine Vielzahl von Lebensformen akzeptabel, die früher nicht akzeptabel gewesen wären. Man ist viel toleranter, zum Teil permissiv, indem man sagt: Alles geht, alles ist möglich, alles ist okay. Im Sinne eines postmodernen Party-Gesprächs: „Sind Sie Menschenfresser? Ach, wie interessant doch, vielleicht berichten Sie über Ihre Erfahrungen“: Man würde sich gleichsam als reaktionär erweisen, wenn man irgend etwas noch „unanständig“ finden würde. Ein weiteres Merkmal der heutigen Gesellschaft ist die Selbstbezogenheit, das Maximieren der persönlichen Freiheit. Wenn ich die Wahlfreiheiten und die Handlungsmöglichkeiten maximieren möchte, dann muss ich logischerweise Bindungen, Einbettungen und Verpflichtungen beseitigen. Jede Bindung verringert die Entscheidungsmöglichkeit, und die Familie ist der Inbegriff von Bindungen und Verpflichtungen. In einer Gesellschaft, in der sich jeder Einzelne durch nichts in seiner Selbstentfaltung – oder was er dafür hält – beschränken lassen möchte, ist die Familie nichts anderes als ein unleidliches Hindernis.

Die traditionelle Familie passt nicht so recht in diese Landschaft. Die Familiensoziologen pflegen von einer „Deinstitutionalisierung“ oder zumindest einer „beschränkten Deinstitutionalisierung“ zu sprechen. Die Institution löst sich auf. Das Traditionelle ist nicht mehr normal, es entfaltet also keine Kraft mehr. Normalität und die Selbstverständlichkeit schwinden, man kann keine verlässlichen Erwartungen mehr bilden, und die herkömmliche Familie wird zur Lifestyle-Variante. Sie mag entstehen, sich wandeln, vergehen; und das mag auch von einem Tag auf den anderen geschehen. Man muss mit allem rechnen.

Betrachtet man Statistiken, stößt man bei unterschiedlichen Indikatoren auf sonderbare Ähnlichkeiten in den Mustern. Sieht man sich beispielsweise den Anteil außerehelicher Geburten an der Gesamtzahl der Geburten in verschiedenen Ländern von Mitte bis Ende des 20. Jahrhunderts an, bemerkt man, dass in der Mitte des halben Jahrhunderts, also in den sechziger und siebziger Jahren, etwas Entscheidendes passiert ist. Bis dahin lag der Anteil der außerehelichen Geburten in den unterschiedlichen Ländern in einer ähnlichen Größenordnung, doch dann gehen die Werte plötzlich auseinander, und natürlich steigen sie insgesamt deutlich an. Etwas Ähnliches finden wir beispielsweise

bei den Scheidungsraten. Bis in die siebziger Jahre hinein waren die Raten relativ stabil, und dann gibt es plötzlich Ausreißer, generell zeigt sich eine stark steigende Tendenz. Einen deutlichen Bruch in der Entwicklung gibt es auch bei den Geburtenraten, natürlich in abnehmender Richtung. Diese Indikatoren haben sich binnen kurzer Zeit geändert, alle zur gleichen Zeit. Offenbar ist hier ein starker institutioneller Wandel im Gange, dessen Zusammenhänge wir nicht besonders gut verstehen, und es ist nicht verwunderlich, dass wir bei derart starken und raschen Veränderungen verunsichert sind – und irgendwie herumprobieren müssen, wie wir damit zurechtkommen.

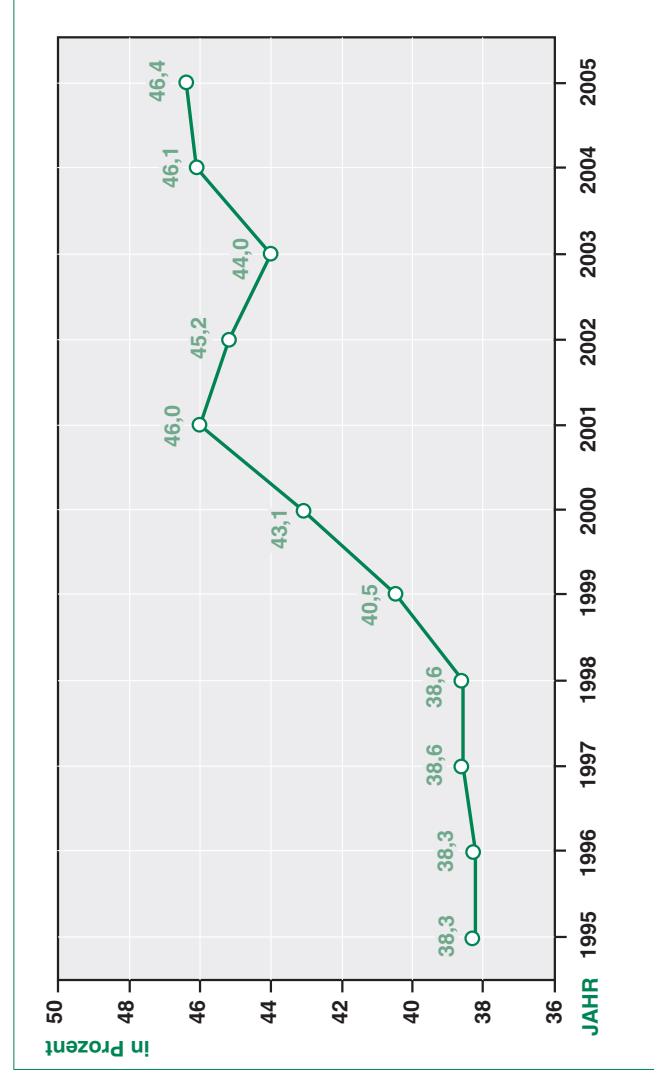


Abb. 2: Gesamtscheidungsrate 1995 bis 2005

THESE 2: UNVERLÄSSLICHKEIT UND INSTABILITÄT VON PARTNERBEZIEHUNGEN.

Was sich in Statistiken ausdrückt, ist noch nicht die ganze Wahrheit, denn dahinter hat sich auch ein Inhaltswandel des familiären Verhältnisses vollzogen. Der Vertragsinhalt der Partnerschaft hat sich geändert, selbst dort, wo die äußere Form erhalten geblieben ist. Die Eheschließung ist nicht mehr ein Versprechen bis zum Tode, sondern eher eine Art Bemühungszusage für die nächsten paar Jahre. Man bekundet die Absicht, ein paar Jahre zusammen zu bleiben, und man wird sehen, wie es geht. Aber es besteht eine Situation der Vorläufigkeit. Wenn es auch Erwartungshaltungen gibt, die, weil die Menschen nun einmal nicht zur Gänze zynisch sind, durchaus auf Treue, Dauer und Verlässlichkeit zielen, so hat doch jeder der Beteiligten das realistische Kalkül im Hinterkopf, dass man, so instabil wie die allgemeine Situation ehelicher und familiärer Verhältnisse nun einmal ist, nicht wirklich mit Treue bis zum Tod rechnen kann. Das heißt, es besteht



auch ein Ende jener Verlässlichkeit, angesichts derer man sich zurücklehnen und entspannen konnte. Jeder hält jederzeit die Augen weiterhin offen, ob sich nicht auf dem Partnermarkt etwas Besseres ergibt. Die Sozialwissenschaftler haben dies in den Begriff der „seriellen Monogamie“ gefasst: Die Beziehungen sind zwar monogam, das heißt, es besteht immer eine Einzelbeziehung, keine Promiskuität, aber im Grunde wechselt die Besetzung von Zeit zu Zeit. Das bedeutet, dass es sich selbst dort, wo in der Statistik noch konventionelle Ehen aufscheinen, nicht mehr um konventionelle Ehen im herkömmlichen Sinn handelt, sondern um Verträge neuer Art.

Abb. 2 (Seite 9): Die Gesamtscheidungsrate steuert in Österreich auf die 50 % zu, das heißt, jede zweite Ehe wird geschieden. In Wien sind es noch mehr, da werden bereits zwei Drittel aller Ehen geschieden.

Angesichts dieser Sachlage wäre es tatsächlich unvernünftig, wenn man nicht von Anfang an damit rechnen würde, dass die Ehe, auch die eigene, möglicherweise irgendwann einmal scheitert. Die durchschnittliche Dauer einer Ehe beträgt heute keine zehn Jahre mehr.

THESE 3: BESCHLEUNIGUNG DURCH DIE SCHEIDUNGSSPIRALE: Die Auflösbarkeit der Ehe beschleunigt sich. Es gibt eine Art „Scheidungs spirale“, das heißt Scheidungen produzieren Scheidungen. Dies beginnt bei der Wahrnehmung der Instabilität der Ehe. Wer ist schon so mutig, sechs Kinder in die Welt zu setzen, wenn er/sie damit rechnen muss, dass die Ehe nicht hält. Es ist wesentlich klüger, nur ein oder zwei Kinder zu bekommen und im Beruf zu bleiben, damit man auch im Ernstfall abgesichert ist. Speziell aus Sicht der Frau ist dies eine durchaus rationale Strategie. Sie hat zur Folge, dass die Ehe für die Frau weniger identitätsstiftend ist. Die Frau ist nicht mehr nur das Anhängsel des Mannes – die „Frau Hofrat“ –, sondern sie hat ihre eigene Le-

benswelt, in der sie auch selbst zurechtkommt; und in der sie gut zurechtkommt, auch wenn es den Ehemann nicht mehr gibt.

Gut zurechtkommen – das bezieht sich auch auf die höheren Chancen auf dem Partnermarkt. Wenn man sich früher, als die Ehe noch die Normalität dargestellt hat, im Alter von Mitte dreißig scheiden ließ, fand man bestenfalls noch ein paar Restexemplare des anderen Geschlechts vor, und diese waren nicht von höchster Qualität. Mit dem großen Aufschwung der Scheidungen sind heute alle möglichen Menschen, auch exzellente Exemplare, auf dem Partnermarkt zu finden. Man ist also nicht auf das Alleinsein verwiesen, da eine Menge attraktiver Individuen verfügbar ist; und auch die Ehen sind nicht mehr so heilig, was das verfügbare Potenzial an möglicherweise requirierbaren Kandidaten noch einmal wesentlich erweitert.

Außerdem gibt es eine höhere Akzeptanz von Scheidungen. Scheidung ist nichts Unangenehmes mehr, keine Angelegenheit, bei der man mit gravierenden Sanktionen rechnen muss; sie wird beinahe schon erwartet. Wenn man einen alten Freund trifft, den man zehn Jahre nicht mehr gesehen hat, weiß man nicht recht, ob man sich nach der Frau erkundigen soll, da man nach zehn Jahren ohnehin damit rechnen muss, dass die Ehe eventuell vorbei ist. Man tastet sich langsam an die erforderliche Information heran. Es ist Alltags geworden, dass Ehen auseinandergehen.

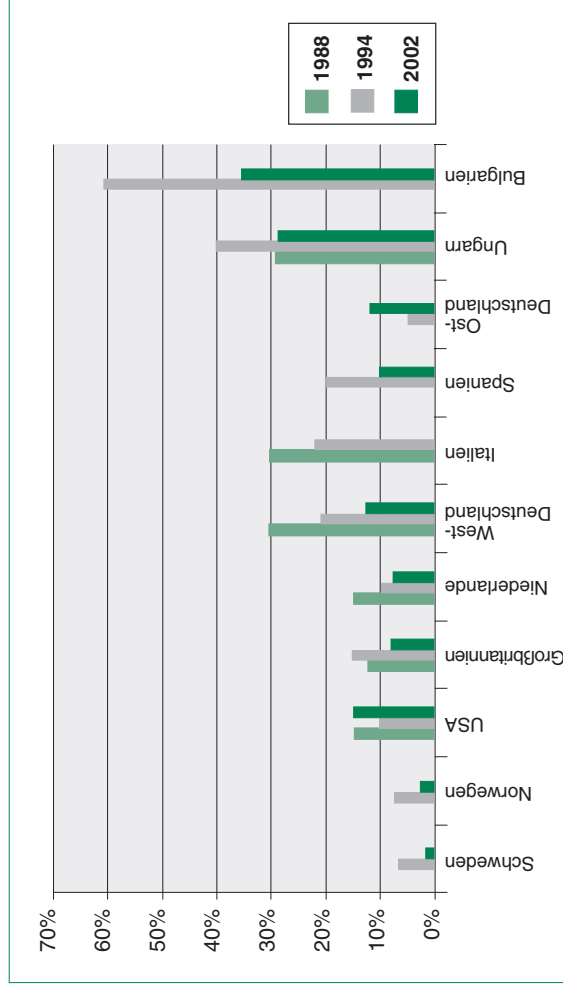
Ein Beispiel, das die gewandelte Einstellung zur Ehe deutlich macht, ist ein Juwelier-Gutschein aus einem Geschäft in einem Einkaufszentrum mit der Aufschrift: „Eheglück oder Geld zurück. Liebes Brautpaar! Wir wünschen Ihnen für Ihre Ehe alles Gute! Sollte es dennoch im ersten Ehejahr zur Scheidung kommen, erhalten Sie von uns den vollen Kaufpreis Ihrer Eheringe zurück.“

Heiraten ist also völlig risikolos geworden. Wenn die Ehe im ersten Jahr schief geht, gibt man seine Eheringe einfach zurück. Eine risikolose Investition, die nicht einmal mehr zwei goldene Ringe als Einsatz kennt.

THESE 4: VERERBLICHKEIT VON SCHEIDUNG. Eine Scheidung ist ein schwerwiegendes Erlebnis für die betroffenen Kinder und auch eine gewisse Art von „Unverlässlichkeitstraining“: Scheidungen sind vererblich. Kinder mit geschiedenen Eltern haben eine höhere Wahrscheinlichkeit, selbst eine Scheidung durchzumachen. Sie haben schließlich schon erlebt, dass eine Ehe nicht so sicher ist, selbst wenn man meint, eine sichere persönliche Welt vor sich zu haben; und sie wissen von der Unsicherheit selbst dann, wenn sie fest davon überzeugt sind, es selbst anders machen zu können und zu sollen. Wenn

die Ehe einmal wackelt oder etwas schief geht, interpretieren sie angesichts ihrer Erfahrungen bereitwilliger: „Na ja, jetzt ist es bei mir auch soweit. Okay, das ist jetzt die Scheidungssituation“.

Nur nebenbei eine kleine Bemerkung. Bei uns völlig unterbewertet, in der amerikanischen Sozialwissenschaft schon eher erforscht, ist die Rolle der Väter und das Fehlen der Väter nach einer Scheidung. Bei uns wird die Problematik der fehlenden Väter unterschätzt; aber zahlreiche Studien zeigen, dass sie für die Entwicklung der Kinder genauso wichtig sind wie die Mütter. Die Mütter haben derzeit die stärkere Position, und sie tun alles, um sich selbst das Gefühl zu verschaffen, dass sie für die Kinder völlig ausreichen. Männer kommen gegen diese starke, aber falsche Behauptung praktisch nicht an.



Indikator: "A man's job is to earn money, a woman's job is to look after the home and family."
 Dargestellt: Antworten 1 ("strongly agree") + 2 ("agree") einer 5-Punkte-Skala.
 Datenbasis: ISSP 1988, 1994, 2002 – eigene Berechnungen. Frauen 20-50 Jahre, ungewichtet.

Abb. 3: Unterstützung des „Male breadwinner“-Modells – nur eine kleine Minderheit will das „Klassische“ Modell

THESE 5: DAS NEUE NORMALMODELL DER FAMILIE IST DAS DUAL CAREER-MODELL. Dass beide Partner berufstätig sind, ist heute selbstverständlich. Die Diskussion, ob Frauen zu Hause bleiben sollen, ist im Grunde vor zwanzig Jahren beendet worden, denn die Frauen wollen das einfach nicht mehr. Die große Selbstverständlichkeit, das heutige Normalmodell, ist, dass beide Partner fast durchgehend arbeiten. Man kann überlegen, wer ein oder zwei Jahre bei dem Kind zu Hause bleibt – derzeit sind es meist die Frauen –, aber das ist schon das Äußerste. Im Normalfall ist man heute durchgehend berufstätig. Das heißt, das Normalmodell „Erwerbstätigkeit beider Partner“ ist klar, sowohl in den Tendenzen als auch in den Einschätzungen.

Abb. 3: Die Balken zeigen die Zustimmung zum traditionellen Bread-Winner-Modell an, das heißt, der Mann ist für das Einkommen zuständig und die Frau für den Haushalt und die Kin-



dererziehung. In den großen Ländern stimmen 2002 kaum mehr als 10 % der Frauen diesem Modell zu. Die Umfragen decken sich hier mit den statistischen Ergebnissen.

Es ist allerdings nicht so, dass die Frauen arbeiten „müssen“, von den meisten Alleinerzieherinnen natürlich abgesehen. Äußerungen, denen zufolge heutzutage beide Partner ein Einkommen haben müssen, um vernünftig leben zu können, gehen von sehr hohen Erwartungshaltungen aus, wie dies in einer konsumistischen Gesellschaft naheliegt. Betrachtet man die Sozialproduktentwicklung der letzten Jahrzehnte in realen Größen, also unter Abzug der Inflationsrate, somit die reine Kaufkraft, dann ist ein enormer Anstieg erkennbar. Wir leben in einer Luxusgesellschaft, uns geht es wahnsinnig gut. Natürlich darf man nicht vergessen, dass es am unteren Rand auch rund 20% arme Menschen gibt (und über einen Prozentsatz lässt sich streiten), aber wir haben es mit 80% Nichtarmen zu tun. Die meisten leben im Luxus, und sie wollen ihn genießen. Ich will damit sagen, dass die Vollberuflichkeit der Mütter einen anderen Grund hat, nicht jenen zwingender materieller Erfordernisse: Die Frauen wollen vielmehr eine berufliche Tätigkeit ausüben und einen eigenen Lebensbereich haben, und das ist ein legitimer Wunsch, auf den wir uns einrichten haben.

THESE 6: WEITERE AUSBREITUNG VON KINDERLO-SIGKEIT UND SCHRUMPFENDE KINDERZAHLEN. Wir befinden uns im zweiten demografischen Übergang. Das hat alle möglichen Folgen bis hin zur Auflösung der Sei-

tenverwandtschaft in den Familien. Betrachtet man die Geburtenraten in unterschiedlichen Ländern, wird deutlich, dass der Geburtenrückgang nicht nur Sache der nationalstaatlichen Familienpolitik ist, sondern offensichtlich ein Phänomen, das in einer bestimmten Phase aufgetreten ist. Die reichen Industrieländer könnten sich viele Kinder leisten, aber ihre Bürgerinnen und Bürger haben sich für das Gegenteil entschieden; die Geburtenraten haben sich in den unterschiedlichsten Industrieländern auf das Niveau hinbewegt, das wir heute vorfinden, also zwischen 1,3 und 1,8 Kinder. Diese Größenordnung findet man in allen Industrieländern, ein bisschen höher liegt sie mit zwei Kin-

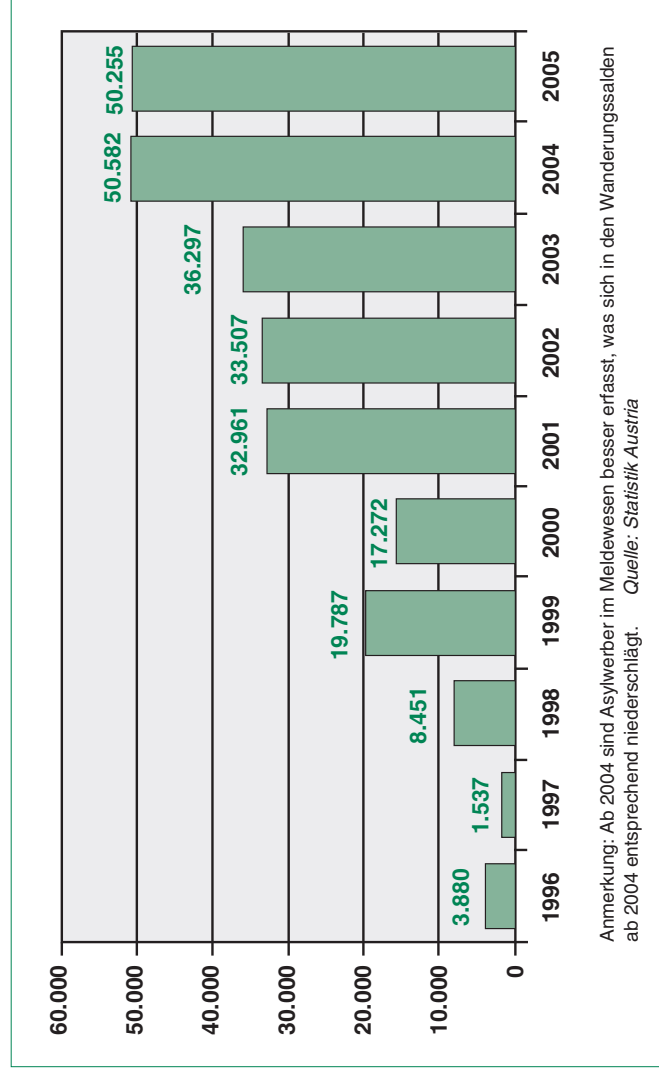


Abb. 4: Internationaler Wanderungssaldo Österreich



dern in den USA. Wir sehen eine erstaunliche Konvergenz. Das bedeutet, dass wir schon längst keine Reproduktion in dem Sinne mehr haben, dass die Bevölkerung konstant bleibt. Die Bevölkerung nimmt deutlich ab. Das muss uns nicht in Panik verfallen lassen, wir brauchen nicht auch noch bei der Bevölkerungsgröße einen Wachstumswahn. Es muss ja nicht acht Millionen ÖsterreicherInnen geben, es können auch sieben, sechs oder fünf werden, dann gibt es wieder mehr Parkplätze für alle. Das ist nicht wirklich ein Problem. Wir haben natürlich Übergangsprobleme mit der Sozialversicherung, alle diese Berechnungen kennen wir zur Genüge. Aber wenn die Entwicklung so weiter geht, wissen wir, wie die Verhältnisse in Zukunft aussehen werden: Es wird keine Bevölkerungspyramiden mehr geben; heute sind wir eher schon bei Pilzformen angelangt; und in absehbarer Zeit wird es sich um eine Bevölkerungssäule handeln. Im Zustand der demografischen „Versäulung“ wird übrigens auch das Sozialversicherungsproblem wieder etwas handhabbarer werden: wenn jene Menschen, die momentan den „Bauch“ der Bevölkerungspyramide bilden, also etwa meine Alterskategorie, gestorben sind. Aber das ist erst 2050 der Fall.

Abb. 4: Der Bevölkerungsrückgang wird durch das Phänomen der Wanderung ein wenig kompensiert. Österreich ist inzwischen ein Einwanderungsland, dessen Netto-Einwanderungszahlen in einigen der letzten Jahre bis zu 50.000 Personen betragen haben.

Diese Zahl wird sicher wieder ein wenig zurückgehen, aber 50.000 Personen sind natürlich nicht ganz unbedeutend für ein kleines Land wie Österreich. Wenn sich diese Größenordnung fortsetzte, dann wären es bis zum Jahr 2050 rund 2,5 Millionen Menschen. Die Einwanderung ist somit eine mögliche demographische Stabilisierungsvariante; aber wenn (bei abnehmender Gesamtbevölkerung) mehr als ein Drittel oder gar die Hälfte der österreichischen Be-

völkerung frisch zugezogen ist, aus zunehmend fernerer Kulturkreise, dann könnte die Stabilisierung der Sozialversicherung möglicherweise eines unseiner geringeren Probleme darstellen.

THESE 7: ERZIEHUNGSKRISE. Die Erziehungskrise geht einher mit der Problematik des Umbaus der Familie. In der heutigen Gesellschaft ist man ständig im Stress, Berufs- und Karriereinteressen, Konsuminteressen, Freizeitinteressen – da bleibt nicht viel Zeit für die Kinder übrig. Aber dafür gibt es ja den Fernseher und ähnliche Fazilitäten. Zwischen Eltern und Kindern gibt es so etwas wie eine „Sphärentrennung“, sie leben zunehmend in unterschiedlichen Welten. Letztlich werden die Kinder sogar im Urlaub in irgendwelche Animationskurse abgeschoben. Eltern und Kinder vertragen sich auch deshalb immer weniger, weil sie immer weniger voneinander wissen.

Erziehung ist immer schwierig gewesen, und sie wird immer schwieriger. Die Eltern sind verunsichert. Sie wissen nicht, ob sie den Kindern überhaupt noch etwas sagen dürfen. Sie fühlen sich mit der Frage überfordert, was ordentliche Erziehungsprinzipien wären. Darf man noch in irgendeiner Form Disziplin einfordern oder nicht? Dies hängt nicht nur mit absurden pädagogischen Theorien zusammen, sondern auch damit, dass viele Eltern auf Grund einer gewissen Vernachlässigung ihrer Kinder permanent ein schlechtes Gewissen haben und Liebesentzug befürchten, wenn sie dem Kind etwas verbieten. Das schlechte Gewissen, die problematische Beziehung und die eigene Verunsicherung drücken sich darin aus, dass man ganz sanft agiert und nichts „Böses“ mehr sagt.

Weiters wird die Konsummentalität der Eltern auf die Kinder übertragen. Die Kinder werden mit elektronischen Mitteln, wie z.B. Fernseher und Computer, versorgt. Statt Bücher vorzulesen, werden Kassetten eingeschoben, und dann gibt es noch das Ballett, den Schwimmkurs, das Fitnesscenter oder das Spielesfest, die den kindlichen Terminkalender füllen. Die Kinder werden zum



Konsum von Fertigprodukten, von Fertigungskursen und dergleichen erzogen – unter Liquidierung jeder Art von Kreativität. Vom Fernsehen, aber auch von den anderen Konsumprodukten kommt die permanente Aufregung, die permanente Aufgeregtheit, auf die die Kinder eingestellt sind. Dies stellt für die Schulen ein großes Problem dar, da man keinen Unterricht gestalten kann, der vier oder sechs Stunden volle Action und volle Faszination bietet. Unterricht pflegt einfach langweiliger zu sein als ein Actionfilm, und wenn unterhalb des Actionfilm-Niveaus nichts mehr akzeptiert wird, dann haben die LehrerInnen ein wirkliches Problem. Die Kinder sind nicht mehr bei der Stange zu halten, da wir ihnen jede Form von Langeweile, von Selbstdisziplin und von Langsamkeit abgewöhnt haben. Die Action-Event-Skandal-Gesellschaft ist brutal.

THESE 8: ENDE DES HAUSHALTS. Den Haushalt, als einen Ort, an dem immer irgendjemand zugegen ist, den „Haushalt als Betrieb“ gibt es nicht mehr. Die Post wird sich bei der Paketzustellung etwas anderes einfallen lassen müssen, denn zu Hause ist niemand, wenn beide Elternteile berufstätig und die Kinder anderweitig versorgt sind. Dann ist der Haushalt im Prinzip ein leeres Gehäuse. Man trifft sich abends zum Fernsehen und über die Nacht zum Schlafen, aber es ist kein laufender Betrieb mehr, in dem gar auch noch etwas produziert wird. Da der Haushalt keinen ganzen Arbeitsplatz mehr erfordert, ist es auch klar, dass Frauen berufstätig sein können. Im 19. Jahrhundert oder in der Zwischenkriegszeit sah die Situation anders aus, doch inzwischen ist der Haushalt pflegeleicht geworden, er ist mit Maschinen ausgerüstet wie eine rationalisierte Fabrik. Die Kindererziehung ist die einzige Aktivität, die immer dehnbar und zeitlich stretchbar ist, der Rest ist zeitlich komprimierbar. Der Haushalt ist also kein ganzer Arbeitsplatz mehr; insofern ist es auch angemessen, dass die Frauen ihre Brötchen selbst verdienen. Das heißt aber auch, dass eine ganze Menge von Tätigkeiten über Dienstleistungen, Fertigproduktion und Vorprodukte outgesourct worden ist. Dies führt zunehmend zu einer gewissen „gelernten Inkompetenz“. In den Illustrierten findet man immer

mehr wunderbare Kochrezepte und dergleichen, je weniger die Leute zu Hause noch selber kochen – oder dies auch nur können.

Es gibt eine neue „Dienstbotenökonomie“, die sich heutzutage vor allem auf Schwarzmärkten abspielt. Haushaltshilfen, Nahrung, GärtnerInnen, PflegerInnen und AnimaterInnen werden zugekauft, da die erforderliche Arbeitskapazität im Haushalt nicht mehr besteht. Ein derartiger Ersatz der herkömmlichen Haushaltsarbeit durch professionelle und schwarze Arbeit hat natürlich eine gewisse Einkommenspolarisierung als Voraussetzung. Es klingt unfreundlich, ist aber schlichte Tatsache: Reiche Frauen heuern arme Frauen an, aus dem näheren geografischen Bereich, aus den angrenzenden Ländern und weiter bis hin nach Sri Lanka, um gewisse Arbeiten an sie abzugeben. Das ist ökonomisch zum Teil rentabel, wenn auch nicht immer. Aber eine reiche Gesellschaft kann sich auch wirtschaftliche Ineffizienz leisten, um Bedürfnisse zu befriedigen.

THESE 9: HOHE SUBJEKTIVE WERTIGKEIT DER EHE TROTZ VERSAGENS.

Das alles könnte auf die Vermutung hinauslaufen, dass die Menschen keine Ehe, keine Partner und keine Kinder mehr wollen. Das stimmt jedoch nicht, ganz im Gegenteil. Sie wollen es, sie schaffen es nur nicht. Es besteht jedoch ein unglaublich starkes Bedürfnis nach Glück, Liebe und Vertrauen. Wenn Sie 16jährige Jugendliche Aufsätze schreiben lassen, ist daraus zu entnehmen, dass für sie nichts erstrebenswerter ist als eine stabile und verlässliche Partnerbeziehung, Familie und Kinder. Die Menschen träumen davon, die Träume werden nur nicht realisiert. Natürlich ist die Familie zu einem Reich der Expressivität und Emotionalität geworden in einer zunehmend formalisierten und zum Teil auch etwas härteren Welt. Ein Reservat, in dem man irgendwie noch man selbst sein kann. Aber es besteht – gerade aus diesem Grunde – auch eine Überforderung der Partnerbeziehung und der Familienverhältnisse.

Hier spanne ich wieder den Bogen zur Konsumwelt und zu den Konsumbeziehungen. Die Erwartung, die eine Konsumwelt, eine Multioptionenwelt, ei-



ne Eventgesellschaft, eine Spaßgesellschaft liefert, ist, dass wir uns ständig in einem Zustand höchster Euphorie befinden, auf einem permanent hohen Adrenalin-Level. Wenn man bei seinem Auto, beim Fernsehen oder beim Essen oder bei seinem Computer nicht einen hohen Adrenalin-Level erreicht, dann stimmt etwas nicht. Dieselbe Übertreibung und Überschwänglichkeit wird auf die Partnerbeziehungen übertragen. Das heißt, wenn ich in der Partnerbeziehung keine 24-Stunden-Euphorie habe, dann stimmt irgendetwas nicht. Und wenn die ganz normale Alltäglichkeit einer Ehe zuschlägt, dann ist das in einer Welt, die auf Steigerungslogik und auf Euphorie abstellt, devastierend und destruktiv. Das muss der oder die Falsche sein, denn irgendwie fühle ich mich zwar einigermaßen wohl, aber sonst ist nichts. Der Außenalltäglichkeitsanspruch, die Superexpressivität, die Insel, in der das absolute Glücksgefühl permanent walten muss, überfordert natürlich eine Ehe, die keine anderen Stützungen mehr hat als diese Überemotionalisierung. Dann kommt der andere Partnermarkt ins Spiel. Denn irgendwo muss es ja die richtige Partnerin oder den richtigen Partner geben, und das Maß der Richtigkeit ist die Permanenz der Euphorie.

THESE 10: ENTSTEHEN SEKUNDÄRER EHEFORMEN. Es gibt unterschiedliche Konstellationen, die zum Teil zum Entstehen von Sekundär-Ehen führen, speziell angetrieben von jenen, die gerade keine Ehe wollen, jedoch jede andere Partnerbeziehung mit entsprechenden rechtlichen Absicherungen anreichern möchten. Rechtliche Absicherungen sind nicht folgenlos: Denn es muss eine stabile Partnerbeziehung definiert werden – ab wann ist eine Partnerbeziehung wirklich eine Partnerbeziehung? –, und dann hat man auch Wohnrecht, Mietrecht, Erbrecht und alle möglichen sonstigen Rechte. Es entwickelt sich eine Art „Ehe zweiter Hand“ wie im Römischen oder Germanischen Recht, eine Sekundärvariante, ein geminderter Ehestatus, aber im Bezug auf verschiedene Bereiche mit Rechtskraft ausgestattet. Wir bewegen uns in der ak-

tuellen Diskussion offensichtlich auf diese Variante hin, bei der die wirkliche Ehe und derartige zusätzliche Formen nebeneinander bestehen.

THESE 11: WORK-LIFE-BALANCE. Es wird die wichtigste Frage der nächsten Jahrzehnte sein, wie man mit der Vereinbarkeit von Familie und Beruf umgehen kann, welche Unterstützungseinrichtungen vorhanden sind, wie es einen zeitweiligen Ausstieg aus dem Beruflichen geben kann, und wie die Karrieremuster und die manchmal verrückten Jobvorstellungen in manchen Wirtschaftssektoren neu geordnet werden können. Wir wissen, dass dies ein Problem ist, mit dem wir fertig werden müssen, wenn wir Reste einer „Lebenswelt“ aufrecht erhalten wollen, in der es auch noch Zufriedenheit vermittelt und ein wenig Spaß macht, zu leben. In dieser Frage haben auch Männer einen gravierenden Nachholbedarf, da sie oft nicht wahrnehmen, wie schlecht es ihnen in ihren Jobs eigentlich geht. Er spricht einiges dafür, dass die Frauen es schaffen könnten, die Arbeitswelt besser umzugestalten, als dies den Männern je geglückt ist, weil sie in dieser Frage durchschlagskräftiger sind.

THESE 12: DIE FAMILIE ALS NICHTNORMALER ZUSTAND. Ich komme an den Anfang zurück: Wir befinden uns in einer Phase offensichtlichen Ausprobierens, wie wir unter den neuen Bedingungen miteinander leben können, insbesondere im klassischen Sinne, also als Menschen unterschiedlichen Geschlechts, die irgendwann Kinder auf die Welt bringen. Es ist eine Phase des Experimentierens, in der wir fürchterlich dilettantisch herumagieren. Die gegenwärtige Phase ist eine des Probierens, des Bastelns, der Versuche und der Enttäuschungen. Die Familien kompensieren Stress, aber sie stehen auch unter Stress und haben zunehmend eine eingeschränkte Funktionalität als Stabilisierungsvariante in einer turbulenten Gesellschaft. Das heißt, es handelt sich um eine unsichere Konfiguration. Familie ist Schwebezustand, Verhandlungsprozess, Orientierungsproblem. Familie ist Risiko, und es gibt keine Versicherung dafür.



CHANCEN UND RISIKEN IM FAMILIENENTWICKLUNGSPROZESS FÜR MÄNNER UND FRAUEN

PROF. DDDR. WASSILIOS E. FTHENAKIS Universität Bozen

Sehr geehrte Frau Landesrätin, sehr geehrten Damen und Herren, meine lieben Kollegen und Kolleginnen, ich danke Ihnen für die Einladung! Ich bin nach meiner Landung informiert worden, dass ich nicht wie gewohnt eine Stunde, sondern nur eine halbe Stunde referieren soll. Ich musste deshalb meine Präsentation auf die Hälfte reduzieren und bitte im Voraus schon um Verständnis, wenn manches nur im Programmatischen stecken bleibt. Ich werde nun versuchen, Sie ein wenig in das einzuführen, was mich während der letzten zehn Jahre beschäftigt hat. Wer sich heute mit Familien beschäftigen möchte, ist gut beraten, den familiären Wandlungsprozess im Kontext makro-sozialer, das heißt gesamtgesellschaftlicher Wandlungsprozesse zu betrachten. Ich kann das hier nicht ausführlich tun, aber gestatten Sie zwei Hinweise.

Erstens: Die Konstruktion des Familiensystems folgt bekanntlich der Logik und den Gesetzmäßigkeiten der Industriegesellschaft. Das Problem, vor dem wir heute stehen, ist, dass nur mehr 15 % der europäischen Bevölkerung im klassischen Industriesektor tätig sind. 85 % sind in Bereichen tätig, die einer völlig anderen Logik und einem anderen Zeittakt unterliegen. Das politische Problem liegt darin, dass man lange übersehen hat, dass die Familie vor dem Hintergrund solcher gesamt-gesellschaftlicher Wandlungsprozesse einen Transformationsprozess vollzieht.

Zweiter Punkt: Wenn sie Anthony Giddens fragen: „Was ist Globalisierung, was verstehen wir darunter?“, dann wird er Ihnen sagen, dass Globalisierung nicht in erster Linie eine Wirtschaftsglobalisierung ist, sondern eine Globalisierung der Kommunikation und ein Umbruch der Institutionen, und von diesem Umbruch ist die Familie am ehesten betroffen. Denn die Familie als lebendiges Gebilde ist immer wieder darauf angewiesen, sich an veränderte kulturelle, soziale und ökonomische Bedingungen anzupassen. Insofern unterlag und unterliegt die Familie einem permanenten Wandlungsprozess und wird diesem auch weiterhin unterliegen.

Wenn man sich diesem Prozess nähern möchte, bieten sich im Wesentlichen drei unterschiedliche Perspektiven an. Eine davon hat mein Kollege dankenswerterweise schon bestens behandelt, sodass ich diese nur mit ein paar kleinen Bemerkungen ergänzen möchte, nämlich der quantitative Wandel und der makro-soziale Wandel. Die zweite Perspektive ist die Veränderung der Qualität innerhalb des Familiensystems und die dritte, welche relativ neu und im siebenten Familienbericht als zentrales Thema ausgewiesen ist, ist die Entwicklungsperspektive. Was passiert mit den Menschen von dem Augenblick an, wo sie sich verlieben, sich entschließen unter Auslassung von Millionen anderer Alternativen „Ja“ zu einer bestimmten Person, manchmal für das gan-

ze Leben, zu sagen, bis sie der Tod oder davor der Familienrichter scheidet? Ich möchte zur ersten Perspektive nur wenige Worte anmerken. Erstens: Der institutionelle Wert der Ehe ist verloren gegangen. Wer noch an die Ehe glaubt, muss wissen, dass nur 38 % der Frauen und 30 % der Männer in Deutschland die Ehe als Voraussetzung für das Zusammenleben betrachten.

Zweitens: Die unterschiedlich entwickelten Familienformen, die Wandlung der Strukturen, korrespondieren nicht mit einem Wandel der Werte, der Einstellung und der Qualität des Zusammenlebens. Es gibt zwischen den unterschiedlichen Strukturen eine höhere als nur vermutete Affinität dessen, was dort gelebt wird. Die Struktur der Familie heranzuziehen, um das familiäre Leben auf dieser Grundlage zu bewerten, ist ein gefährlicher Weg.

Dritter Punkt: Die Indikatoren des strukturellen Wandels haben sich in den letzten 15 Jahren nicht sonderlich verändert. Sie sind in ihrem Trend geblieben. Der Indikator „Leben als Single“ hat jedoch Bewegung hineingebracht. In der Bundesrepublik praktizieren die Hälfte der Männer unter 35, ein gutes Drittel der Frauen – 36 % bis 38 % – und ein gutes Drittel aller unter 45-Jährigen ein neues Modell des Zusammenlebens: Sie leben nicht zusammen, sie haben keinen gemeinsamen Haushalt, sondern organisieren das Zusammenleben von unterschiedlichen, eigenständig geführten Haushalten aus. Das ist ein Modell, das im Kommen ist.

Noch ein Wort zu den sinkenden Geburtenraten: Meiner Studie nach lag der Kinderwunsch vor zehn Jahren in Deutschland bei 2,5 Kindern. Wenn man den realisierten Wunsch betrachtet – das sind bei uns 1,3 Kinder und in Österreich ein bisschen weniger –, dann gab es eine große Diskrepanz um ein Kind, und dieses Kind hat uns gefehlt, um die Reproduktion des Bevölkerungsstands zu erreichen. Die Studien vom letzten und von diesem Jahr attestieren einen neuen Anpassungsprozess des Kinderwunsches an den realisierten Wunsch. Gegenwärtig liegt der Kinderwunsch bei 1,7 Kindern bei den Frauen und bei 1,5 Kindern bei den Männern. Das heißt, dieser Abstand ist ge-

ringer geworden und damit als Ergebnis fehlender geeigneter Politik der letzten 20 Jahre auch der politische Spielraum.

Letzter Punkt: Die Scheidungsrate wächst nach wie vor. Wir liegen derzeit bei über 40 %, Ende dieses Jahrzehnts erreichen wir die 50 %-Grenze, und wir werden über diese Grenze hinausgaloppieren.

Damit das Ganze nicht in einer Katastrophe endet, haben wir auch etwas Erfreuliches zu berichten. Noch nie haben Kinder solange Zeit ihre Großeltern und Urgroßeltern erlebt wie die gegenwärtige Generation. Die deutsche Großmutter ist 48 Jahre alt, überhaupt nicht weißhaarig – in der Regel gefärbt – und entspricht nicht dem Klischee der Bilderbücher. Sie ist erwerbstätig, und wenn sie ihr Enkelkind einlädt, um ihm ihren Computer zu zeigen, dann macht sie die bemerkenswerte Erfahrung, dass das Kind kompetenter ist als sie. Das heißt, hier gibt es Wandlungsprozesse, die deutlich auch den zweiten Aspekt betreffen, die nicht nur die Strukturen, sondern auch die Qualität von Beziehungen verändern. Das Leben als Single ist eine große politische Herausforderung, denn die Organisation der wirtschaftlichen Bedingungen begünstigt das Leben als Single und setzt die Familie als Struktur und als organisierte Form, als Institution, unter Druck. Dieser großen politischen Herausforderung müsste man sich stellen.

Möchte man die Frage beantworten, warum Menschen die wichtige und folgenreichere Entscheidung treffen, „Ja“ zu einem anderen Menschen zu sagen, dann gibt es verschiedene Erklärungsansätze über die letzten 200 Jahre. Die Beschreibung des Wandels der Motivation illustriert wunderbar den sozialen Wandel.

Das meist gelebte und verbreitete Modell der Ehe war das Modell der rechtlichen Institution, der Wirtschaftsgemeinschaft, in dem man nur dann heiraten durfte, wenn man über Besitz verfügte. Da die Männer die Besitzer wa-



Chancen und Risiken im Familienentwicklungsprozess für Männer und Frauen • Prof. DDDr. Wassilios E. Fthenakis

ren, bis etwa 1837 in Deutschland und bis 1817 in England, waren sie automatisch auch die Inhaber der elterlichen Sorge. Die zentrale Einheit der Familie war nicht die Mutter-Kind-Beziehung, sondern die Vater-Kind-Beziehung.

Dieses Modell veränderte sich Mitte des 19. Jahrhunderts, da sich die Bedingungen veränderten. Es ist die Zeit der industriellen Revolution, in der die Familie beginnt, den Takt und die Gesetzmäßigkeiten dieser Entwicklung zu akzeptieren und sich neu zu formieren, sich neu zu organisieren. Der Mann geht jetzt das Geld verdienen. Die Nationalstaaten möchten Sicherheit gewinnen, Kohäsion erreichen, und tun dies, indem sie sich bildungs- und familienpolitischer Mechanismen bedienen. Die Hauptmotivation zu heiraten war zu dieser Zeit, eine Familie, eine Institution zu gründen. Diese Institution hatte die Keimzelle der Gesellschaft zu sein und damit war klar, wem sie dienen musste: nicht den Akteuren des familialen Lebens, sondern dem System. Diese Spannung – Wem diene ich als Familienmitglied: mir selbst und meinen Bedürfnissen oder dem Nationalstaat? – ist das Charakteristische in der Beziehung zwischen Staat und Familie der letzten 150 Jahre gewesen.

Als diese Modelle im 20. Jahrhundert auf Grund der Entwicklung der Sozialversicherungssysteme zusammenbrachen, entwickelte sich nach dem 2. Weltkrieg das dritte Modell. Hier hat sich ein bemerkenswerter Wandel vollzogen von der rechtlichen Legitimation und der rechtlich motivierten Familiengründung über die institutionelle zu einer psychologischen Motivation. Man heiratet, um ein Kind zu bekommen und Freude an diesem Kind zu haben. Das heißt, psychologische Faktoren bilden die Hauptmotivation.

Dieses Modell hat seit 25 Jahren eine starke Konkurrenz, nämlich das vierte (Ehe-)Modell, das sogenannte partnerschaftszentrierte Modell. Die Motivation, eine Beziehung einzugehen, besteht heutzutage in erster Linie darin, ein Maximum an Glück zu erleben. Eine Beziehung wird mit hoher Erwartung versehen, und wenn man dieses Glück in einer bestimmten Konstellation nicht

erlebt, dann beginnt die serielle Monogamie. Man verändert die Struktur, um das Ziel zu erreichen, nämlich Maximierung des Glücks. Das ist der Wandel, der gleichzeitig auch das Ende des Dienens für die Gemeinschaft signalisiert. Die Familien, die Partnerschaften von heute, dienen sich selbst und nicht dem Staat.

Die Frage, die politisch auftaucht, ist: Was werden wir tun? Denn bei dem ersten Modell haben wir die Familie über das Recht gesteuert, bei dem zweiten über die soziale Kontrolle, bei dem dritten halfen diese Mechanismen nicht mehr, da steuerten wir sie über die soziale Konstruktion der Elternschaft. Deshalb haben wir in den letzten 50 Jahren sehr viel über Elternschaft produziert. Aber bei diesem neuen Modell versagt alles. Die politische Frage der letzten Jahre lautet: Wie werden wir auf die partnerschaftszentrierten Familien Einfluss gewinnen? Meine Antwort darauf ist: Nur über die Bildung. Das heißt, Stärkung von Kompetenzen, die beide Partner befähigen, den Aushandlungsprozess in der Partnerschaft effizient, kompetent und in sozialer Verantwortung zu gestalten. Das heißt, wir müssen heute Bildungssysteme entwickeln, die die Kinder früh aufnehmen und von Anfang an in diese Richtung stärken und ihnen die Kompetenz geben, diese Aushandlungsprozesse kompetent und in sozialer Verantwortung wahrzunehmen. Sonst kann man die Familie nicht mehr steuern. Die Frage, wem die Familie dient, ist endgültig entschieden: sie dient sich selbst.

Wir haben im zentraleuropäischen Raum, treu unserer Kultur und manchmal auch der Lehre der katholischen Kirche folgend, die Mutterschaft im 20. Jahrhundert, speziell nach dem 2. Weltkrieg, übermäßig belastet, indem wir sie einseitig überbewertet und ihr im Grunde genommen Verantwortung aufgedrängt haben, die sie nicht alleine zu tragen hat. Hier ist die Frage relevant, warum der Vater nur dann interessant war, wenn er im Gefängnis saß, nicht anwesend war oder eine Gefahr für seine Kinder oder Familie darstellte, und nicht als normales Mitglied der Familie. Diese Frage hat mich bewegt. Vor



zwanzig Jahren habe ich hierzu ein zweibändiges Werk geschrieben. Wir haben dafür im Grunde genommen buchstäblich alle zweieinhalbtausend Arbeiten, die international zu diesem Thema verfügbar waren, sehr kritisch durchgesehen. Das Interessante an diesen Arbeiten, wie auch an Studien aus Österreich, war deren Ergebnis, dass die Männer als Väter nicht präsent sind und zu wenig Verantwortung übernehmen. Daher ging der Appell an die Männer, sie sollten endlich etwas für die Familie tun und sich engagieren.

Wir wussten im Grunde genommen bis vor zehn Jahren nicht viel darüber, ob Mütter und Väter für ihre Kinder wichtig sind. Um diese Frage nicht auf der Basis von Ideologien, Glauben und Bekenntnissen, sondern längsschnittlich angelegter Studien beantworten zu können, fehlte die Grundlage. Erst im Oktober 1996 fanden sich am Penn State College 250 ExpertInnen, die sich mit diesen Fragen beschäftigen wollten. Es gab kein elaboriertes Konzept darüber, was man unter Elternschaft, Mutterschaft und Vaterschaft versteht, doch wir hatten das Glück, dass zwei Kolleginnen von der Nebraska University die Ergebnisse eines Längsschnitts präsentierten, der 1980 mit über 2000 Familien begann, und in dem Vater, Mutter und das erstgeborene Kind (zwischen 7 und 19 Jahre alt) untersucht wurden. 10 Jahre, 15 Jahre und jetzt sogar 20 Jahre danach haben sie die Entwicklungen der nunmehr erwachsenen Kinder nachuntersucht und aus den elterlichen Beiträgen aus dem Jahr 1980 Vorhersagen abzuleiten versucht, wobei sie in der Lage waren, mittels eines elaborierten statistischen Auswertungsverfahrens kausale Zusammenhänge zwischen den Messzeitpunkten zu ermitteln.

Weiters haben sie versucht, die Elternschaft zu präzisieren und zu konzeptualisieren. Sie sagen mit einem ressourcentheoretischen Ansatz: Eltern leisten unterschiedliche Beiträge. Sie investieren Geld für ihre Kinder, für die Bildung, für die Kleidung usw., das ist das Finanzkapital. Je nachdem, welche Ausbildung die Eltern erfahren haben, stimulieren sie die Entwicklung des Kindes unterschiedlich, bieten ihnen einen anderen sozialen Rahmen des Auf-

wachsens, ein anderes Humankapital. Das Sozialkapital definierten sie als die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung und die Qualität der elterlichen Beziehung, die Qualität der Partnerschaft. Das heißt, finanzielle, strukturelle und prozessuale Aspekte fließen in das Modell ein, und das Modell macht die Annahme, dass aus allen diesen Bereichen direkte Effekte auf die Entwicklung des Kindes zu erwarten sind, auch Wechselwirkungseffekte, auf die ich jetzt aber nicht eingehe. All das beeinflusst die kindliche Entwicklung.

In einem ersten Analyseschritt haben sie die beiden Bereiche, das Finanz- und das Humankapital, zusammengekommen, um zu sehen, was man mit diesen Aspekten des familiären Lebens und mit diesen elterlichen Beiträgen vorhersagen kann. Das einzige, das sie vorhersagen konnten, war das Niveau der Ausbildung, das die Kinder erreichen. Wenn Sie die PISA-Studie ansehen, werden Sie exakt diesen Zusammenhang attestiert bekommen. Die soziale Herkunft eines Kindes ist maßgeblich relevant für das Niveau der Bildung, das das Kind erreicht. Wir kannten diesen Zusammenhang, was wir aber nicht vermutet hatten, war, dass das Bildungssystem nicht in der Lage ist, diesen Zusammenhang signifikant zu verändern. Aus diesem Bereich gibt also es keinen direkten, bestenfalls einen schwachen indirekten Effekt auf die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes.

Bezieht man jedoch das Sozialkapital in das Modell ein, also die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung und die Qualität der Partnerschaft, dann gibt es direkte Effekte. Was bedeutet das? – Es erklärt einiges, was wir selbst beobachten. Es gibt Familien, die strukturell in Ordnung sind, die keine finanziellen Probleme haben, aber Kinder hervorbringen, die problematisch sind, da in diesen Familien möglicherweise das Wichtigste nicht funktioniert, nämlich das Sozialkapital. Und es gibt Familien, die belastet sind, die arm sind, aber trotzdem gesunde Kinder haben. Warum? Weil die funktionierenden Prozesse in der Familie alle anderen Belastungen kompensieren können. Dies ist eine wichtige Erkenntnis für alle, die mit Familien zu tun haben, aber auch für das



Chancen und Risiken im Familienentwicklungsprozess für Männer und Frauen • Prof. DDDr. Wassilios E. Fthenakis

gesamte Bildungssystem. Heute helfen wir Familien über die Regulierung von Prozessen und organisieren in den modernen Bildungsplänen effiziente Bildung über die Regulierung von Bildungsprozessen. Das heißt, die Perspektive hat sich verändert.

Noch ein Befund: Man hat die Frage aufgeworfen, ob die Väter relevant sind, obwohl sie nicht präsent sind. Das Ergebnis war verblüffend.

Abb. 5: Drei Effekte aus diesen Familien: Erstens: Väterliche Variablen sind prognostisch viel relevanter als mütterliche, was die Bildung des Kindes betrifft. Zweitens: Väter sind entscheidend wichtiger dafür, ob das Kind als erwachsener psychologische Auffälligkeiten zeigen wird. Ich erinnere in diesem Zusammenhang an die Forschung der 60er-Jahre, in der jugendliche Delinquenz in direkten Zusammenhang mit der Abwesenheit des Vaters gebracht wurde. Väter sind ein wenig wichtiger als Mütter, was die Bildung des Selbstwertgefühles des Kindes betrifft.

Wir haben nebenbei bemerkt 157 längsschnittlich angelegte Scheidungsstudien über die Auswirkung von Scheidungen auf die Kinder, und zwei Meta-Analysen über alle Studien attestieren, dass die Entwicklung des Selbstwertgefühles bei Scheidungskindern am ehesten und nachhaltigsten beeinträchtigt wird. Warum? Weil die Vater-Kind-Beziehung von einer Scheidung am meisten betroffen ist. Die Mütter scheinen hingegen das Beziehungssystem des Kindes zu regulieren, die Beziehung zu den Freunden, zu den Verwandten und zu den eigenen Eltern. Da haben die Väter kaum etwas zu sagen, weshalb sich geschiedene Väter oft völlig ausgeschlossen fühlen. Ein dritter Befund, der wichtig ist: Beide Eltern sind in gleichem Umfang prognostisch relevant

für die Lebenszufriedenheit ihrer Kinder, und es gibt kein Merkmal, bei dem nicht gemeinsame elterliche Beiträge geleistet werden.

Ich habe daher in der Bundesrepublik die gemeinsame elterliche Obsorge als Regelfall und ohne gerichtliches Verfahren durchgesetzt. Alle Erkenntnisse – und wir haben hunderte von Studien – bestätigen, dass das der richtige Weg war und ist. Ich habe bereits angedeutet, dass in der Forschung, vor allem auch in Österreich, wo die Väter nicht direkt befragt wurden, sondern die Auskunft über ihre Frauen eingeholt wurde, dass den Vätern eine fehlende Anwesenheit attestiert wurde und daraus auch das situativ aufgedrängte Modell „die möchten bitte etwas tun“. Alle Studien, die nur darauf geachtet haben, ob die Väter präsent sind, was sie tun und in welcher Qualität sie dies tun, haben nur eine Seite der Medaille beleuchtet.

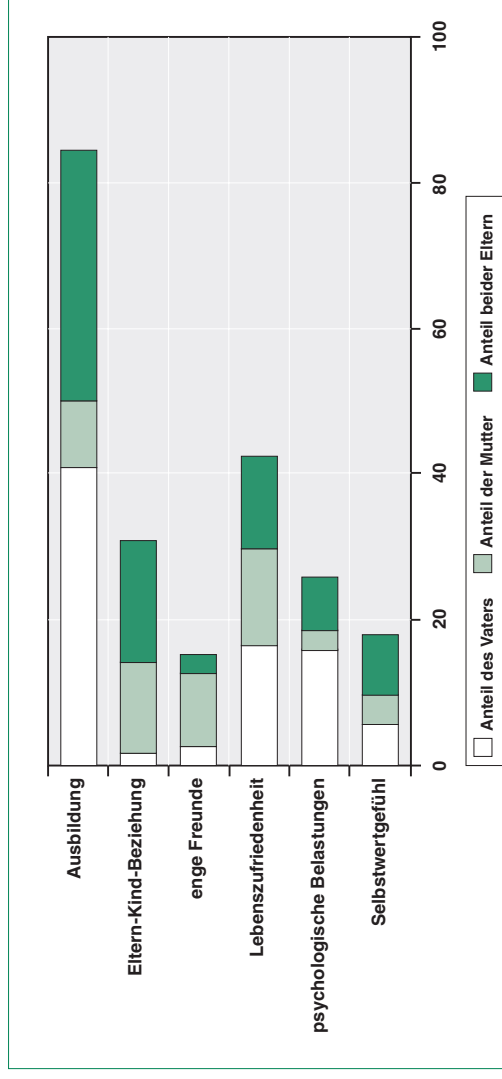


Abb. 5: Einfluss der Eltern auf die Entwicklung des Jugendlichen (Amato, 1996)

Mich interessiert eine andere Frage: Wie entwickeln Frauen und Männer Vaterschaft subjektiv, welche Vision entwickeln sie? Wann entwickeln sich solche Visionen, von welcher Qualität sind sie, und welche Chance haben sie, umgesetzt zu werden? Die Kenntnis der subjektiven Konstruktion von Elternschaft ist noch entscheidender für die Politik als das, was reell gelebt werden kann bzw. manchmal auch gelebt werden darf. Deshalb habe ich in der Bundesrepublik eine empirische Studie organisiert, die repräsentativ für die Republik ist und sich mit der subjektiven Konstruktion der Vaterschaft befasst. Ich wollte wissen, wie verschiedene Facetten von Vaterschaft bewertet werden: die soziale Funktion des Vaters – darauf achten, dass sich das Kind an-

deren gegenüber behaupten kann, offen sein für die Anliegen des Kindes; die Brotverdienerfunktion – den Lebensunterhalt für die Familie verdienen; die instrumentelle Funktion – dem Kind Wissen und Allgemeinbildung vermitteln; und der Faktor „Einschränkung der Karrierewünsche“ – die Berufskarriere zugunsten der Kinder zurückstellen.

Wir haben dieses Instrument sehr gut getestet, und es ist in der Lage, sehr genaue Profile zu entwerfen, je nachdem wie die Funktionen subjektiv bewertet werden. Wenn ein Vater sagt: „Für mich ist das Wichtigste, Zeit für meine Kinder zu haben, soziale Funktionen wahrzunehmen und dann natürlich auch das Brot für die Familie zu verdienen“, dann zeigt dies, wie er selbst die Facetten einer Vaterschaft gewichtet. Sagt ein Vater: „Ich bin da, um das Brot für meine Familie zu verdienen und dann natürlich auch Zeit zu finden für meine Kinder“, dann ist das der typische Brotverdiener.

Wir haben vier Stichproben untersucht. Eine Stichprobe bestand aus noch kinderlosen Männern und deren Partnerinnen und Frauen, eine zweite aus Vätern, die gerade ihr Kind erwarten. Diese wurden während der Schwangerschaft, sechs Monate nach der Geburt und 20 Monate nach der Geburt des Kindes untersucht. Eine dritte Stichprobe mit Kindern kurz vor der Einschulung wurde sechs Monate vor der Einschulung und sechs Monate nach der Einschulung untersucht. Die vierte Stichprobe hatte Kinder in der Pubertät, doch dann hat uns das Geld gefehlt und die Frauen haben ausgelassen, aber dafür haben wir 333 Jugendliche in den Untersuchungsplan aufgenommen.

Abb. 6: Das Interessante über alle vier Stichproben hinweg war, dass die dominante Funktion in der subjektiven Konstruktion der Vaterschaft die soziale Funktion ist, gefolgt von der Brotverdiener-Funktion und der instrumentellen Funktion. Dieser Faktor spielt noch eine signifikante, aber geringe Rolle. Dies hätte man nicht vermutet; ebenso wenig, dass dies über alle Stichproben hinweg konstant bleibt.

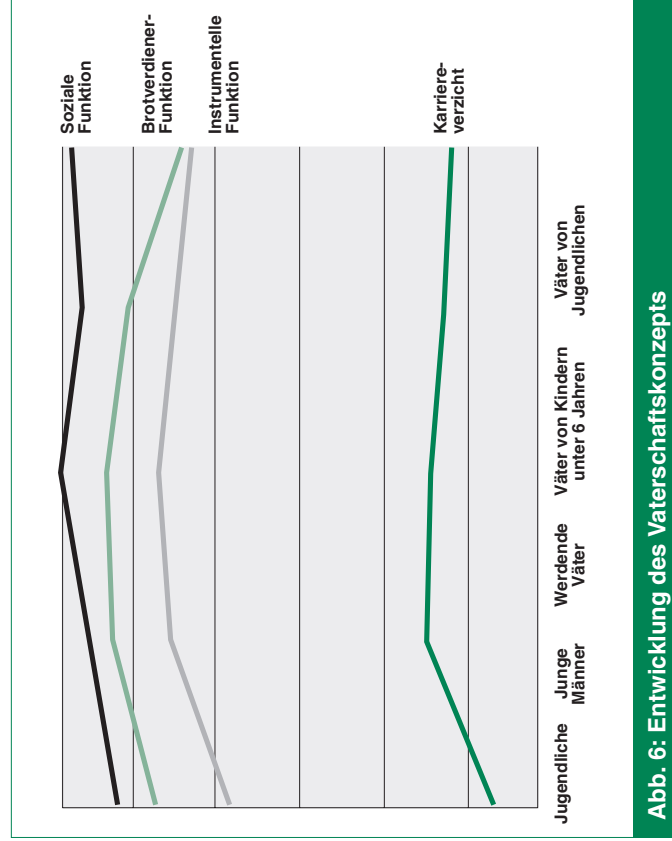


Abb. 6: Entwicklung des Vaterschaftskonzepts



Das heißt, beim Vaterschaftskonzept spielen sozioökonomische Faktoren keine Rolle, und es gibt auch keine Ost-West-Unterschiede. Wir haben hier also eine stabile soziale Norm, die aber keine Chance hat, im System umgesetzt zu werden. Väter, die sich von vornherein als Brotverdiener konzeptualisieren, sind mit 33 % die Minorität. Aber dieses Bild kann man nicht in die deutsche Realität umsetzen. Deshalb interessiert mich die Frage: Was verhindert diese Umsetzung? Die Kenntnis der Faktoren, die diesen Verhinde-

rungsprozess moderieren, ist für die Politik von entscheidender Bedeutung, um etwas verändern zu können. Und wenn Sie mir das gestatten, dann würde ich sagen, dass nicht die Menschen, sondern das System der Reform bedarf.

Wer über solche Dinge redet, muss vorsichtig sein. Sie kennen das Schicksal von Überbringern schlechter Nachrichten. Das ist auch der Grund, warum ich Ihnen heute drei gute und nur eine schlechte Nachricht überbringen werde. Man fängt natürlich mit den guten Nachrichten an. Diese sind nicht nur in den eigenen Forschungsarbeiten, sondern auch in den Arbeiten von Kollegen und Kolleginnen begründet, und ich fasse sie in drei Punkten zusammen.

Erstens: Frauen und Männer von heute bevorzugen ein Modell des Zusammenlebens, das auf Symmetrie und Gleichberechtigung aufbaut. Beide betrachten sich als kompetent, verantwortlich und auch zuständig für alles, was ansteht. Beide möchten arbeiten und in diesem Sinne auch Hand anlegen und verfolgen damit das Ziel, durch gemeinsame Bewältigung der anstehenden Aufgaben viel Gemeinsamkeit herzustellen, um in dieser Gemeinsamkeit das Glück zu zelebrieren. Das Zweite ist, dass wir heute kein Problem hätten, die Männer als Väter einzubinden. Und drittens gäbe es auch kein generatives Problem, wenn die Menschen die Chance hätten, die von ihnen präferierten Konzepte zu realisieren.

Die schlechte Nachricht lautet, dass das System hochgradig effizient organisiert ist, wenn es darum geht, die Umsetzung solcher Konzepte zu verhindern. Ich werde Ihnen die Mechanismen der Veränderung aufzeigen, damit die Politik weiß, wo das Problem liegt, und auf dieser Grundlage dann möglicherweise ein Handlungskonzept entwerfen kann.

Ich möchte hierfür das Bild der vier Reiter der Apokalypse von Albert Dürer verwenden und die vier Reiter kurz präsentieren. **Der**

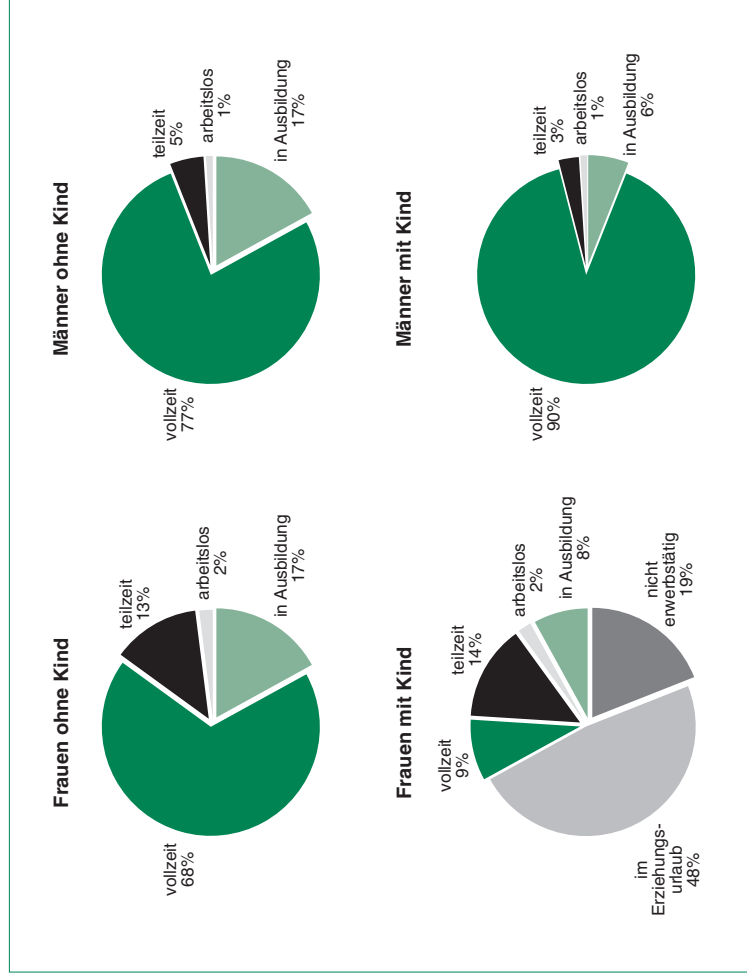


Abb. 7: Beschäftigungsstatus der TeilnehmerInnen zu Beginn der Schwangerschaft

erste Reiter: Die Gleichstellung von Frau und Mann im Beruf bricht zusammen. Das Problem, vor dem die Familie steht, ist, dass das gewählte und gewünschte Modell der Gleichberechtigung und Gleichbehandlung ein kurzlebiges Modell ist, denn es kann nur zelebriert werden, solange kein Kind da ist. Ist das Kind unterwegs bzw. kommt das Kind aus der Klinik, ist das Ende dieses Modells. Die Familie muss einen Transformationsprozess bewältigen vom Modell der Gleichheit in ein Modell der Ungleichheit, das heißt in eine Traditionalisierung des Systems Familie.

Abb. 7: Man sieht anhand der Grafiken, dass die Gleichstellung der Frau und des Mannes im Beruf mit der Geburt des ersten Kindes zusammenbricht. Oh-

ne Kind sind die meisten Männer und Frauen ganztätig erwerbstätig. In der unteren Reihe sehen Sie, wie sich dieses Bild mit einem Kind verändert. Die Frauen sind nur mehr zu einem Bruchteil voll erwerbstätig, der Rest muss die Hausfrau- und Mutterrolle übernehmen, und die Männer gehen stärker in den Beruf.

Abb. 8: Zu Beginn der Schwangerschaft arbeiten Männer durchschnittlich 32 Stunden und Frauen durchschnittlich 29 Stunden pro Woche. Drei Jahre nach der Geburt des ersten und des zweiten Kindes hat sich dieses Bild der Gleichheit in ein Bild der Ungleichheit gewandelt.

Der zweite Reiter: Die ausgewogene Einkommensverteilung zwischen Mann und Frau klafft zunehmend auseinander.

Abb. 9 (Seite 24): Betrachtet man die Verteilung des Einkommens von Männern und Frauen vor dem ersten Kind, ist eine tendenzielle Gleichheit erkennbar. Drei Jahre nach der Geburt des ersten Kindes verdienen die Männer mehr und die Frauen viel weniger, und drei Jahre nach der Geburt des zweiten Kindes verdienen die Frauen fast überhaupt nichts mehr.

Diese Ungleichheit gerät auch in eine Machtungleichheit. Die Frauen, die vorher über ihr eigenes Geld verfügten, müssen nun zu ihren Männern gehen und sie um Geld bitten. Die Frage ist, wie eine Partnerschaft gedeihen kann aus einem Modell, das weder den Männern noch den Frauen im Wesentlichen entspricht. Dieser Transformationsprozess, der gesellschaftlich und systemisch bedingt ist und nicht das Wunschmodell der Betroffenen ist, muss in den Mittelpunkt des politischen Handelns geraten.

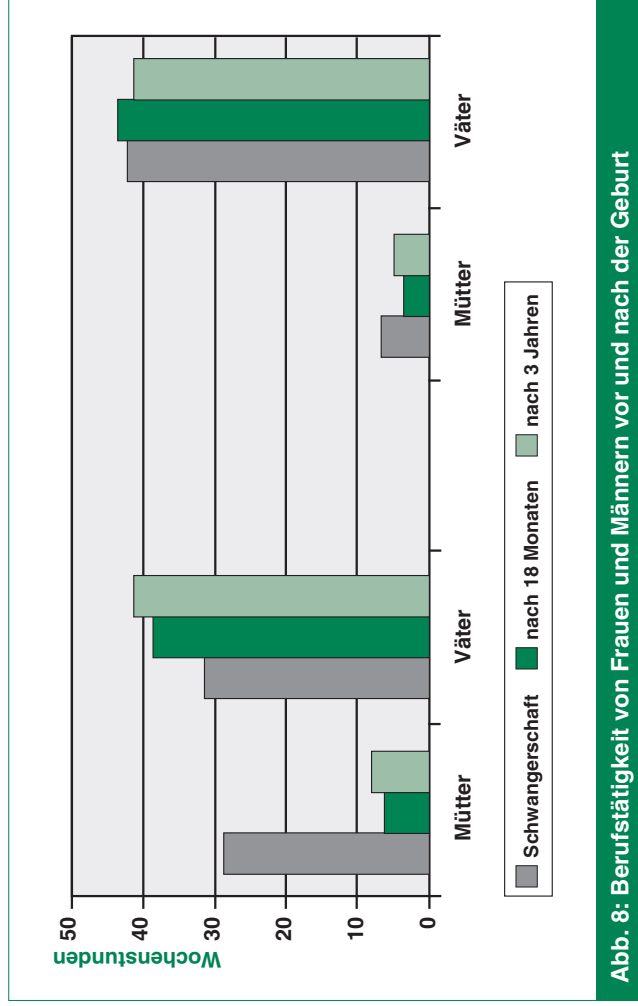


Abb. 8: Berufstätigkeit von Frauen und Männern vor und nach der Geburt



Der dritte Reiter: Die Hausarbeit fällt zunehmend in den alleinigen Verantwortungsbereich der Frau. Wir haben noch kinderlose Paare gefragt: Wie stellen Sie sich die Aufgabenteilung vor, wenn das Kind kommt? 69 % der Befragten wollten die Hausarbeit partnerschaftlich erledigen, wenn das Kind neugeboren ist, 70 % wenn das Kind sechs Jahre alt ist.

Abb. 10: Wie man der Abbildung entnehmen kann, haben Männer während der Schwangerschaft 45 % der Haushaltsaufgaben erledigt und Frauen 55 %.

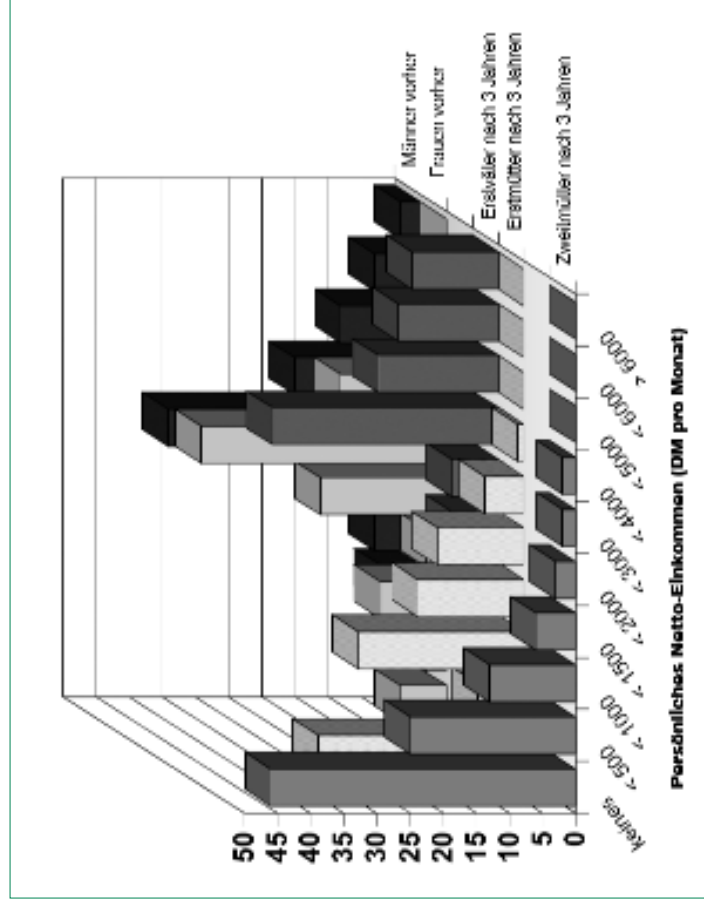


Abb. 9: Umverteilung des Einkommens

Es ist nicht ganz ausgeglichen, aber es tendiert zur Gleichheit. Das ist übrigens eine internationale Tendenz. Drei Jahre nach der Geburt des ersten Kindes hat sich das Modell der Gleichheit in eine relative Ungleichheit verwandelt. Und jetzt achten Sie bitte darauf, was ich sage: Wenn diese Daten sieben Jahre nach der Geburt des zweiten Kindes erhoben werden, hat sich nichts verändert. Das heißt, die Ungleichheit wird zementiert.

Der vierte Reiter: Die Partnerschaftsqualität nimmt ab. Die partnerschaftliche Kommunikation nimmt nach der Geburt des ersten Kindes ab. Die Eltern sprechen nicht mehr miteinander, sondern nur mehr über das Kind. Sie verbringen keine Zeit der Gemeinsamkeit, die Partnerschaft wird zugunsten der Elternschaft aufgegeben. Und bei den Zweiteltern ist keine Besserung in Sicht. Die Zärtlichkeiten und die Sexualität nehmen bei den Ersteltern ebenfalls ab. Die Männer beklagen die fehlende Quantität,

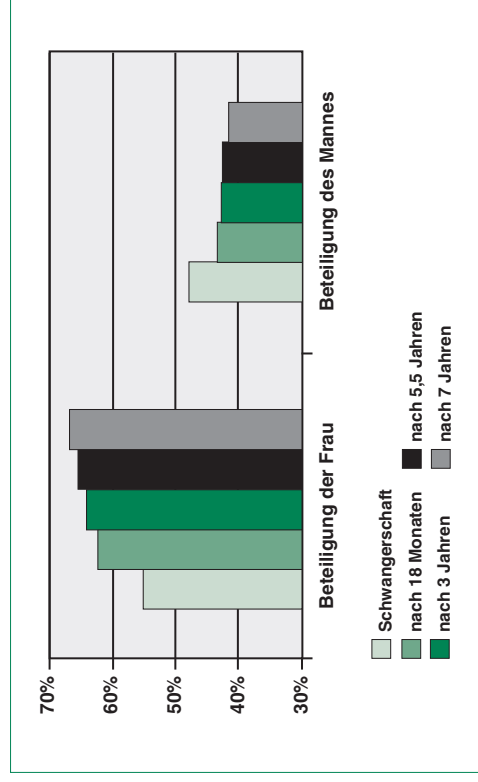


Abb. 10: Verteilung der Hausarbeit

die Frauen die fehlende Qualität. Bei den Zweiteltern ist die Tendenz nicht beser. Als Folge davon nimmt der elterliche Streit zu, was mit dem Hochplateau von Scheidungen in der Bundesrepublik korrespondiert.

Abb. 11: Dies alles zusammen führt natürlich zu einem Anstieg der ehelichen Unzufriedenheit und zu einer Abnahme der Partnerschaftsqualität.

Nachdem die Hälfte der Kinder geplante und gewünschte Kinder sind, habe ich mich gefragt, ob es Paare gibt, die die alte Qualität beibehalten oder diese sogar, nachdem das gewünschte Kind da ist, noch steigern. Es gibt in der Tat eine kleine Stichprobe – Abb. 12 (Seite 26): Etwa 22 % der Männer und

12 % der Frauen behalten ihre Partnerschaftsqualität auch nach der Geburt des Kindes bei. Sie werden sich fragen, warum mehr Männer als Frauen? Die Forschung hat uns in den letzten Jahren einen interessanten Einblick zur Beantwortung dieser Frage gewährt und gezeigt, dass die Männer weniger kompetent sind, Krisen in der Beziehung früh zu identifizieren und daher völlig ungerechtfertigt längere Zeit glücklich bleiben. Der Rest, und das sind über 80 %, nimmt eine mehr oder weniger starke Verschlechterung der Partnerschaftsqualität wahr, die Hälfte davon geht zum Richter, und die andere Hälfte bleibt einvernehmlich im Konflikt vereint.

Wie kommen wir aus dieser Situation wieder heraus? Eine der Antworten, die ich politisch gebe, ist die: Es gibt keine schnellen Antworten und keine Politik, die nur auf temporäre Maßnahmen aufbaut, die Erfolg haben wird. Wir brauchen stattdessen eine mittel- und langfristige Neuorientierung der Familienpolitik, die auf eine enge Verknüpfung mit der Bildungspolitik hinausläuft. Denn die Bildungspolitik ist das neue Instrument, das die Grundlage für ein familiäres Leben liefern muss. Ich war der erste in der Bundesrepublik, der neue Bildungspläne entworfen hat. Ich bin verantwortlich für Bayern und Hessen, und auch die Thüringer bauen auf meinem Plan auf. Die Philosophie dieser Bildungspläne ist, nicht nur den Bildungsauftrag in diesen Institutionen neu zu bestimmen, sondern vor allem das Bildungsverständnis zu erweitern und die Kinder nicht nur einseitig auf den Beruf oder auf die Schule, sondern auf das ganze Leben angemessen vorzubereiten. Ich kann der Politik in der Steiermark nur dringend empfehlen, solche Bildungspläne auf einem elaborierten und hoch professionellen Niveau zu entwickeln und zu imple-

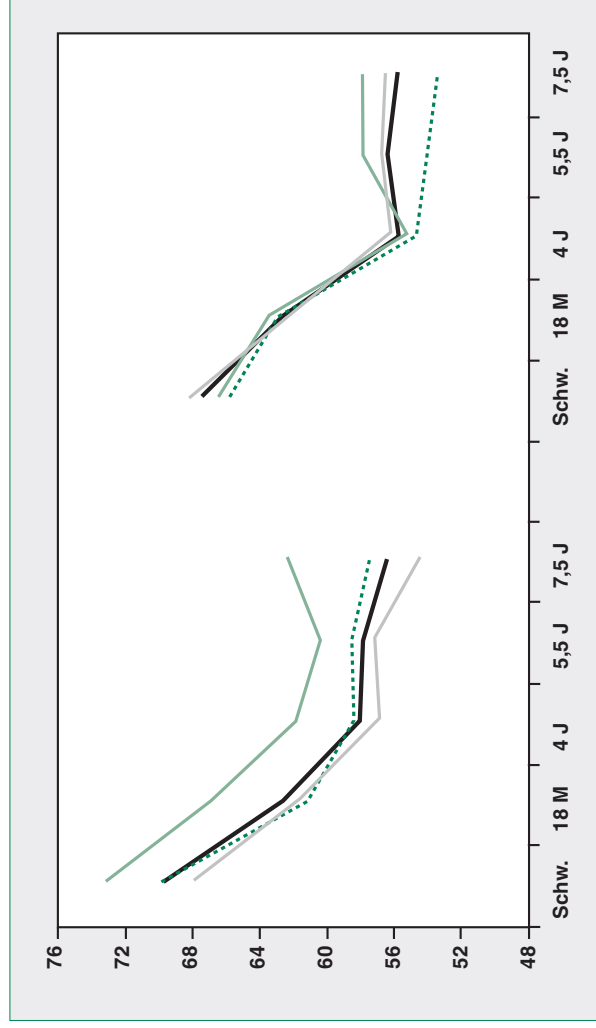


Abb. 11: Abnahme der Partnerschaftsqualität bei Erst-Eltern



mentieren. Unsere Erfahrungen der letzten fünf Jahre sind exzellent. Ich kenne kein politisches Instrument, das so gut funktioniert und politisch wie sozial so hohe Anerkennung gefunden hat. Die Akzeptanzwerte liegen in Bayern bei 94 % und in Hessen bei 95 %. Das heißt, es ist wirklich ein effizienter Weg, auch für die eigene Profilierung, diese Instrumente in Entwicklung zu geben. International geschieht dies seit Mitte der 90er-Jahre in Neuseeland, Norwegen und Finnland. Ich war 2004 in all diesen Ländern und habe mir die Sache selbst vor Ort angeschaut. Wir haben einen Band herausgebracht mit Beiträgen aus 14 Ländern, beispielsweise Schweden, Schottland und Chile.

Andere Länder wie Griechenland und Frankreich haben ihn aktualisiert. Wir haben damit 2001 begonnen, und es gibt kein einziges Bundesland in Deutschland, das diese Entwicklung nicht aufgenommen und Pläne entwickelt hätte. Diese Pläne verfolgen nicht die Vermittlung von Wissen als Ziel, sondern die Grundlegung positiver Lernpositionen, die Stärkung kindlicher Entwicklung, die Stärkung von Grundpositionen und die Stärkung eines positiven Selbstkonzeptes. Wer ein gutes Selbstkonzept hat, ist ein guter Kommunikator, ein exzellenter Gesprächspartner, ein guter Ehepartner und ein Sozialpartner, der in sozialen Bereichen, in einer sozialen Interaktion, Erfolg haben kann. Und es ist ein Kind, das Wagnisse eingeht, Schwierigkeiten als Herausforderung begreift, mit Zuversicht an die Lösung von Problemen herangeht und mit Ausdauer bei dem Problem verweilt. Diese Konzepte entwickeln sich in den ersten Jahren der Kindheit und kindlichen Entwicklung. Wir wissen, dass sich das Selbstkonzept, das man mit fünf Jahren hat, nicht mehr wesentlich in der Richtung ändert. Die Grundlage für die kindliche Entwicklung und die Voraussetzung für spätere gelungene Partnerschaften zu schaffen, das ist die große Chance, die wir haben.

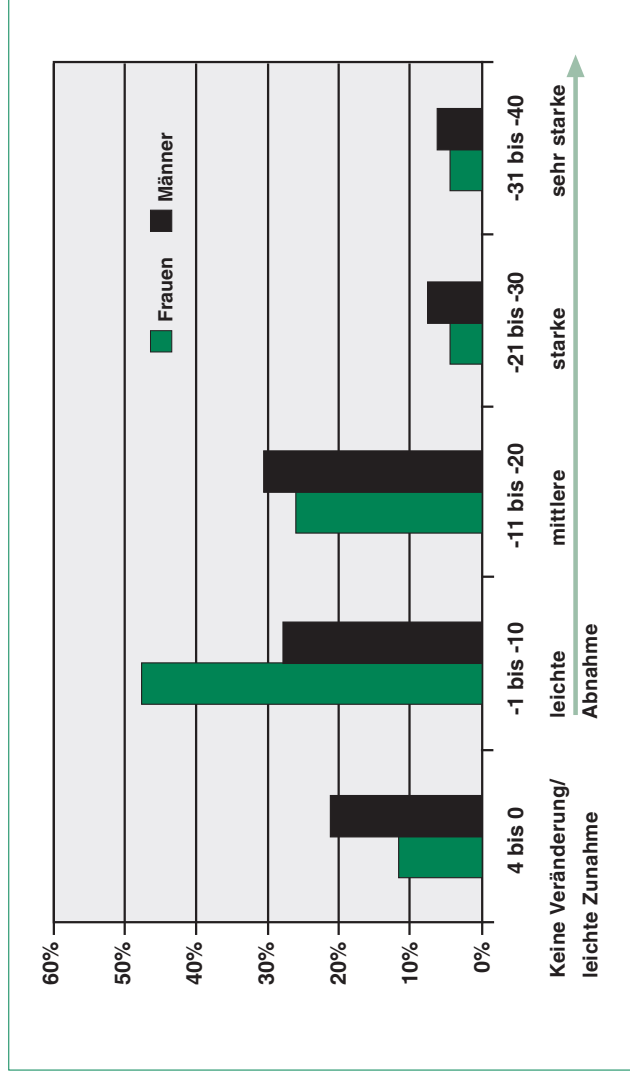


Abb. 12: Abnahme der Partnerschaftsqualität nach der Geburt des ersten Kindes: Individuelle Unterschiede

dungsansprüche für Kinder aus der Perspektive der Familie zu entwickeln und die Anforderungen an die anderen Bildungsorte zu richten, ob das die Krippe oder Tagesmütter sind. Aber in den ersten drei Jahren ist die Stärkung der elterlichen Kompetenz in der Familie, speziell in Risikofamilien, wichtig. Die Kombination mit einer qualitativ guten außerfamiliären Betreuung steht nicht in Diskrepanz zu der Anforderung nach elterlicher Kompetenz.

Ich habe den Bildungsplan von Hessen entwickelt, und dieser Plan hat als Bildungsdimensionen starke Kinder, kommunikations- und medienkompetente Kinder - ein Kind, das kommunikationskompetent ist, kann auch den Aus-handlungsprozess in der Partnerschaft völlig anders gestalten als Kinder, die nicht darauf vorbereitet werden. Der Plan fördert Kinder als kreative und fantasievolle KünstlerInnen, Kinder als aktive LernerInnen, ForscherInnen und EntdeckerInnen und verantwortungsvoll und weltorientiert handelnde Kinder. Sie sehen, dass die Steuerung des Systems nicht mehr von außen, sondern von innen kommt, und die Anlagen dafür müssen früh gelegt werden, sonst ist das Spiel verloren.

Wenn man sich fragt, welche Kompetenzen notwendig sind, nicht für den Beruf, sondern für das gesamte Leben, speziell für das Zusammenleben, dann wird man sehen, dass an erster Stelle wiederum das Selbstwertgefühl, ein positives Selbstkonzept steht, dann kognitive und motivationale Kompetenzen. Lassen Sie mich hierzu nur zwei Punkte nennen.

Erstens: Die meta-emotionale Kompetenz, die Fähigkeit, mit unserem Denken und Fühlen die emotionale Situation der anderen richtig wahrzunehmen und kompetent und angemessen darauf zu reagieren, ist die Grundkompetenz, nicht nur für das partnerschaftliche Zusammenleben, sondern auch für berufliche und soziale Interaktionen.

Zweitens: Moderne Systeme können sich nicht mehr finanzieren. Nehmen wir zum Beispiel das Gesundheitssystem her. Wir sind nicht in der Lage, die-

ses System zu finanzieren, da die Kinder nicht darauf vorbereitet wurden, Verantwortung für die eigene Gesundheit zu übernehmen. Die Kinder sind zwar für die Natur sensibilisiert, aber man hat es unterlassen, ihnen früh die Kompetenz zu vermitteln, Verantwortung für die eigene Gesundheit zu übernehmen. Sie sehen also, dass die modernen Bildungspläne nicht nur die Schule und den Beruf, sondern das ganze Leben ins Auge fassen. Damit leisten sie einen beträchtlichen Beitrag, familiäres Leben erfolgreich zu gestalten.

Meine Damen und Herren, die Zukunft eines jeden Landes hängt mit der Qualität der Antworten zusammen, die wir heute für die Familien und vor allem für die Bildung und Erziehung der Kinder bereitstellen. Dieser Verantwortung müssen wir uns alle gemeinsam besinnen, in der Hoffnung, dass wir Beiträge leisten für mehr Stabilität, mehr Glück in der Partnerschaft, mehr Stabilität in der Partnerschaft, aber auch für gelungene Elternschaft. In diesem Sinne bedanke ich mich für Ihre Aufmerksamkeit und entschuldige mich für das Übertreten der Redezeit.



Die Notwendigkeit von Eltern- und Partnerbildung im Hinblick auf die gesellschaftlichen Wandlungsprozesse • Dr.ⁱⁿ Martina Leibovici-Mühlberger

DIE NOTWENDIGKEIT VON ELTERN- UND PARTNERBILDUNG IM HINBLICK AUF DIE GESELLSCHAFTLICHEN WANDLUNGSPROZESSE

DR.^{IN} MARTINA LEIBOVICI-MÜHLBERGER ARGE Erziehungsberatung und Fortbildung GmbH, Wien

Geschätztes Auditorium, vielen Dank für die Möglichkeit, heute hier bei Ihnen in Graz zu sein! Was mein Thema betrifft, die Notwendigkeit von Eltern- und Partnerbildung im Hinblick auf sämtliche Wandlungsprozesse, hat Herr Professor Fthenakis mir schon vieles vorweggenommen. Ich darf die Thematik nun nochmals kurz und prägnant behandeln und möchte dies von der Basis her anlegen.

Egal welcher nationalen oder rassischen Zugehörigkeit die Eltern sind, gleichgültig ob sie die Elternschaft im eigenen jungen Lebensalter oder auch als späte Parität erleben, eines eint Elternteile über alle Zeitalter, alle Kontinente, alle politischen und sozialen Grenzen hinweg, nämlich der Auftrag, die eigenen Kinder fit fürs Leben, fit for life, zu machen. Darin herrschen natürlich große Auffassungsunterschiede, das wissen wir, und sie spiegeln die religiösen, kulturellen und sozialen Normen wider, was die Befüllung dieses „fit for life“ bedeutet. Auch heute noch sehen wir nach wie vor ein hohes Commitment von Eltern, das Beste für ihre Kinder zu wollen, um ihnen eine guten Ausgangsplatz in der Gesellschaft zu sichern. Gleichzeitig sehen wir bei den Eltern aber auch Orientierungsschwierigkeiten. Sehr viele Beratungsangebote haben sich etabliert, und in deren Frequenz kann man ermesen, dass Eltern in Not sind. Elternschaft scheint in Zeiten wie diesen, im 21. Jahrhundert,

ein äußerst schwieriges, anspruchsvolles Geschäft geworden zu sein. Mit ein Grund dafür ist sicher, dass unsere Kinder die Global Players der Zukunft sein werden und ein entsprechendes Rüstzeug dafür brauchen. Es wundert also nicht, dass Elternschaft bei genauerem Hinsehen heute breitere Unterstützung braucht.

Was sind die maßgebenden Faktoren? Betrachten wir das Spielfeld, mit dem sich Eltern heute konfrontiert sehen, so merken wir, dass die Faktoren der Globalisierung und die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse seit dem Fall des Eisernen Vorhangs, die rasante Zunahme des allgemeinen Lebensstemplos durch neue Technologien und die überpräsenste mediale Durchdringung des Lebensraumes Anforderungen an die Eltern als ErzieherInnen stellen, die mit dem bisherigen Grundpaket und den Rezeptvorschlügen früherer Generationen und früherer Erziehungsmodelle nicht befriedigend zu schaffen sind. Herr Professor Fthenakis hat das sehr anschaulich und deutlich ausgeführt, und ich kann mich hier nur anschließen. Werden unsere Kinder in ihren Lebensläufen einmal klassische Jobhopper in fünf Kontinenten sein und – so ähnlich wie die Zugvögel – dem jeweils karrierefördernden Angebot nachziehen oder doch in ihrem Heimatort tätig sein? Derzeit beginnen wir erst zu erahnen, welche verschachtelten Regelmechanismen gerade ihre Kräfte entfalten, um in allen Ebenen unseres Lebens einzugreifen und unser in mühevoller Kulturarbeit er-

richtetes Wertemodell zu hinterfragen. Als Eltern, ErzieherInnen und EntscheidungsträgerInnen der heutigen Gesellschaft sind wir gefordert, uns mit der Reichweite der laufenden, tiefgreifenden und nachdrücklichen Veränderungen kreativ auseinanderzusetzen.

Betrachten wir das reale Leben. Wir hängen über unsere elektronische Nabelschnur an der Infomutter WWW, wir suchen im Global Village nach einer Kaffeemaschine eines bestimmten Typs, chatten parallel mit Freunden, durchforsten dabei unsere E-Mails und erledigen so nebenbei noch unsere Bankgeschäfte. An und für sich alles ganz positiv, aber diese mediale und elektronische Welt hat auch ihre Schattenseiten. Eltern fragen sich heute ganz konkret: Wie soll ich Kindern den Umgang mit diesen elektronischen Geräten beibringen? Wovor sind sie zu schützen, und was sind die eigentlichen Gefahren? Was müssen die Kinder können, und was macht man in welchem Alter? Ist das Handy ein Freund oder ein Feind, ist es der universelle Lösungsansatz aller kommunikativen Träume oder ein Tyrann mit familiär- und intimsphärenstörenden Aspekten? Wie sieht der richtige Umgang damit aus? Wie führe ich meine Kinder darin ein? All das sind Fragen, praktische Fragen, die den Lebensalltag von Eltern und oft auch das Konfliktpotenzial in den Familien bestimmen.

Oder betrachten wir die Arbeitswelt. Der renommierte Zukunftsforscher Horst W. Opaschowski meint, 0,5 zu 2 zu 3 wäre die Formel, mit der wir die zukünftige Arbeitswelt zu sehen haben. Das heißt, die Hälfte der Beschäftigten wird doppelt soviel verdienen und dreimal soviel arbeiten. Bei allem Vertrauen in die Arbeitslosenvorsorge, man hätte doch gern, dass die eigenen Kinder bei diesen 0,5 sein werden und sich dann kreative Konzepte des Job-Sharings aus dieser Position heraus überlegen können. Teamfähigkeit, Kooperationsbereitschaft, Kommunikationsfähigkeit und Flexibilität sind zwar schon heute Schlüsselqualifikationen, sie werden aber in Zukunft noch höhere Bedeutung erlangen. Hier lautet die Frage: Wo bekommen meine Kinder

diese Qualifikationen her? Im traditionellen Schulsystem werden sie gerade mal als Freigegegenstände angeboten. Gleichzeitig werden uns Zukunftsperspektiven an die Wand gemalt, in denen unsere Kinder mehrfache Jobwechsel und mehrfache Veränderungen ihres Jobprofils in Aussicht gestellt bekommen. Auch hier ergeben sich für Eltern viele brennende Fragen: Wo soll ich bei der Erziehung und der Bildung der Kinder investieren? Sind die klassischen akademischen Würden als Zukunftsperspektive noch sicher, oder sind das die Sozialkompetenzen? Dieses Zauberwort durchgeistert die öffentliche Diskussion, aber hat, wie gesagt, gerade einmal auf der Ebene der Freigegegenstände im Bildungswesen Einzug gehalten. Wie kann ich diese Kompetenzen als Elternteil vermitteln, wann und mit welchen Interventionen? Alles das sind Fragen, die wir in der Elternbildung erleben, mit denen Eltern, wache Eltern, denen das Wohl ihrer Kinder wichtig ist, konfrontiert sind und uns konfrontieren.

Nehmen wir ein anderes Thema her. Auch die Sprache, eines unserer wichtigsten Kulturinstrumente, wird in rasendem Tempo zunehmend von einem Flechtwerk globalen Vokabulars mit Nistplatz im Englischen durchwoben. Innovationen können wir easy aus dem Web downloaden, wir eilen von Briefing zu Briefing und wenn wir Change brauchen, laden uns Headhunter in Assessment Center ein, um einen Job zu finden, der die richtige Challenge bietet, und einem so definitiv den Kick vermittelt. Auf diese Art entwickeln wir dann bekanntlich den nötigen Drive, um eine entsprechende Performance und so eine Appearance der relaxten Coolness bieten zu können. Soweit die Entwicklung der Muttersprache, die auf den ersten Blick amüsant ist, doch bei genauerer Betrachtung viel tiefer geht. Denn Sprache als Kulturstifterin, die zarte Fäden eines internationalen Kulturverständnisses und Bewusstseins für unterschiedliche Lebensbereiche spinnt, sollte reflektiert werden. Durch das Reden kommen die Leute zusammen, sagt man. Ob darüber die Individualität verloren gehen wird, wird an uns liegen. Und auch hier die Fragen von kul-



Die Notwendigkeit von Eltern- und Partnerbildung im Hinblick auf die gesellschaftlichen Wandlungsprozesse • Dr.ⁱⁿ Martina Leibovici-Mühlberger

turbewussten Eltern: Wie soll ich damit umgehen? Mitmachen? Verboten? Was sind die Konsequenzen dieser rapiden Sprachumformung, und welche Position sollten verantwortungsbewusste Eltern dazu einnehmen? Wie kann man ein Bewusstsein kultureller Identität vermitteln, und ist das eigentlich noch wichtig? Wie lässt sich zum Beispiel ein positives Heimatbewusstsein vermitteln, ohne dabei ins Fahrwasser von nationalistischen Untertönen zu geraten? Und ist diese Identitätsvermittlung für das heranwachsende Kind wichtig, um zu Stabilität und Weltoffenheit zu gelangen, oder ist das schon alles out, überholt und kontraproduktiv, und das Anpeilen einer globalen Universalkultur die bessere Option?

Aber nicht nur aus linguistischer Sicht ist der Globus überschaubar geworden. Nahezu eng fühlt er sich an, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass uns heute eigentlich alles etwas angeht und alles mit allem vernetzt ist. Afghanistan liegt bekanntlich nicht mehr hinter den sieben Bergen, und die Twin Towers standen praktisch vor unserer eigenen Haustür, was wir an den Wirtschaftsdaten zu spüren bekamen. Auch hier haben wir wieder eine zu den bisher genannten analoge Thematik. Wie geht man mit dieser globalen Engung um, und wie mit der daraus resultierenden Verantwortung im Erziehungsprozess? Und wie geht man mit einer bekanntlich noch kleinen, aber steigenden Gruppe von prädisponierenden Jugendlichen um, die ein auftretendes Gefühl von Sinnlosigkeit und Ohnmacht anlässlich dieser überbordenden Regelsysteme entwickeln und sich zurückziehen?

Eine weitere wesentliche Essenz in unserer heutigen Gesellschaft erscheint mir der enorme Speed zu sein, mit dem auch ich gerade während dieses Referats zu kämpfen habe. Alles muss schnell gehen, soll am besten vorgestern erledigt sein, und ist tags darauf, wenn nicht schon viel früher, wieder vergessen. Sich dem zu entziehen scheint unmöglich, wenn man zur Mannschaft der Aktiven gehören möchte. Geduld ist eine rare und nur mehr von mütigen Perlentauern geborgene Perle. Die Zeit scheint immer schneller zu rasen.

Wann erleben wir eigentlich noch Muße, zweckfreie Zeit, die nicht mit Beruflichem, Freizeitaktivitäten oder Medienkonsum verplant ist? Wann gibt es noch dieses herrliche Gefühl der Fادheit, aus dem sich so viel Eigenes spontan entwickeln kann? Wir und unsere Kinder sind ständig geheizt und packen immer mehr in unseren Terminkalender. So mancher Achtjähriger hat einen Tagesplan, der spielend mit dem eines Managers konkurrieren kann. Die Erledigungsdichte und Erlebnisdichte pro Zeiteinheit, unsere Produktivität an Getanem und Erlebtem nimmt ständig zu. Aber sind wir auch zufrieden mit diesem Tempo? Geht es uns und unseren Kindern damit gut? Ständig klagen wir darüber, im Stress zu sein, aber paradoxerweise keine Zeit zu haben. Wir wissen nicht, wie wir das alles noch schaffen sollen, und überlegen ständig und fieberhaft, wie wir Zeit sparen oder noch etwas mehr aus der vorhandenen Zeit herausholen könnten. Was bedeutet dieses Lebenstempo für die heranwachsende Generation? Sollen wir als Eltern da mitmachen oder das Ganze bewusst reflektieren und an einem Plan arbeiten, uns und unsere Familie davon fernzuhalten? Was gibt uns diese Geschwindigkeit, und was bleibt vielleicht auf der Strecke, wenn es zum Verlust eines menschengemäßen Rhythmus kommt? Es lohnt sich und ist für diese Generation von Eltern erstmals ein definiertes Thema, auch darüber nachzudenken, welchen Umgang mit Zeit wir den Kindern vorleben sollten, um es ihnen zu erleichtern, für sich selber das richtige Zeitgefühl aufbauen zu können.

Ein weiterer wesentlicher Aspekt ist die zunehmende Multikulturalität unserer modernen Gesellschaft. So belebend und wechselseitig befruchtend der interkulturelle Austausch sein kann, so sehr stellt er vielfach eine schwierige Herausforderung mit manchmal hohem Konfliktpotenzial dar. Denn unterschiedliche kulturelle Identität und Sprache bedeutet zuallererst einmal Begegnung mit dem Neuen, und wo das Neue als fremd und überfremdend erlebt wird, entsteht leicht Angst, die als Nährboden für Konflikt und Ausgrenzung fungiert. Hier sind Nahbarmachung, Austausch, das Erkennen des



Die Notwendigkeit von Eltern- und Partnerbildung im Hinblick auf die gesellschaftlichen Wandlungsprozesse • Dr.ⁱⁿ Martina Leibovici-Mühlberger

Gemeinsamen und ein respektvolles Begreifen von kulturellen Unterschieden gefordert, um zu einer bewussten Reflexion zu gelangen. In zahlreichen im Alltag erlebten Szenen geben wir in kleinen, aber wesentlichen Schlüssel-situationen unseren Kindern durch eigene unmittelbare Reaktionen sehr stark über Akzeptanz und Toleranz Aufschluss, und das vor allem authentisch. Gleichzeitig scheint nachhaltiger Bedarf und Notwendigkeit gegeben zu sein, dieses Thema in den elterlichen Reflexionskatalog aufzunehmen. Denn Multikulturalität ist keine Option unserer zukünftigen Gesellschaft sondern eine bestehende Realität.

Viele grundsätzliche gesellschaftliche Strukturen sind zurzeit im Fluss – mit noch nie da gewesener Geschwindigkeit, Reichweite und Eigendynamik. Für die traditionelle Kleinfamilie wird von vielen schon das Requiem gespielt, was bei den einen Freude auslöst, eine so genannte verrottete Institution zu demontieren, bei den anderen nostalgische Puppenhaus-Reminiszenzen. Auf dem Trümmersfeld hoher Scheidungsstraten wird wild experimentiert. Wirklich brauchbare, standardisierbare Varianten, die wie die Familie über hohe persönliche Identifikation sowohl emotionale wie organisatorische Bedürfnisse aller Betroffenen abzudecken vermögen, konnten allerdings meines Wissens bis heute nicht beim Patentamt angemeldet werden. Die inhaltliche Beladung sowie die Rollenerwartungen für das Unternehmen Familie müssen auf breiter Basis überdacht werden und die Familie in ihren Formen und Ausprägungen hinterfragt und neu geordnet werden.

Wir erleben im Moment unterschiedliche Familien-„Typen“: Ein-Elternteil-Familien, Patchwork-Familien und Familien in verschiedensten sozialen Konstellationen sind für zahlreiche Kinder Lebensrealität. Hier ergeben sich für Eltern brennende Fragen, mit denen auch wir als BeraterInnen und ElternbildnerInnen konfrontiert werden: Wie legt man eine Patchwork-Familie richtig an? Was dürfen und was müssen neue soziale Elternteile und was nicht? Was

sind unterstützende Faktoren für das Zusammenwachsen von Patchwork-Geschwistern? Was ist nötig, dass eine Scheidung von der Krise zu einer positiv bewältigten Lebenssituation werden kann? Auch hier also eine Fülle von Themen, die für eine breite Bevölkerungsschicht zur gelebten, täglichen, realen und jetzigen Anforderung werden.

Eine spezifische Betrachtung verdient natürlich auch die dramatische Veränderung des Verhältnisses der Geschlechter zueinander. Die Emanzipation hat viel für die Frauen verändert, aber auch für die Kinder. Nimmt man die Chancen der weiblichen Berufstätigkeit in einer veränderten, in Konkurrenz denkenden und von Konkurrenz geprägten Arbeitslandschaft unter die Lupe, so stellt man fest, dass Frauen immer noch durchschnittlich härter für vergleichbare Positionen arbeiten müssen, und die Kinder müssen da mit ihren Mamis mithalten. Wesentlich ist, dass das Thema der Kinderbetreuung, die als alleinige Lösung für Spannungen in diesem Bereich angesprochen wird, keine alleinige befriedigende Lösung bringt. Statt sich mit grundsätzlichen und notwendigen Veränderungen der Arbeitswelt und des Arbeitsbegriffes zu beschäftigen, gibt man Frauen die Möglichkeit, sich wie Männer für die Arbeitswelt freizuspähen. Ob das die Entwicklung ist, die wir wirklich wollen, und die für alle von Nutzen ist, wage ich zu bezweifeln und möchte ich gerne zur Diskussion stellen.

Christine Goldberg, Professorin für Soziologie, weist in diesem Zusammenhang auf eine signifikante Entwicklung in den USA hin. In einem getesteten Konzern, der umfassende Kinderbetreuung anbot, hat sich gezeigt, dass sowohl Frauen wie auch Männer, deren Kinder bis zum Abend hinein versorgt waren, nicht nur länger arbeiteten, sondern sogar das Interesse an der Familie verloren. Sie fanden berufliche Beziehungen interessanter als familiäre, weil sie konfliktfreier und leistungsbefriedigender waren.

Wenn Frauen beruflich so agieren würden wie Männer, bestünde dann nicht die Gefahr, dass der familiäre Zusammenhalt bricht? Wer ist dann für die Kinder da? Hier ist, glaube ich, eine Ebene gegeben, wo wir uns neue Arbeits-



Die Notwendigkeit von Eltern- und Partnerbildung im Hinblick auf die gesellschaftlichen Wandlungsprozesse • Dr.ⁱⁿ Martina Leibovici-Mühlberger

konzepte und Arbeitsmodelle und neue Bewertungen von Arbeitsbegriffen überlegen müssen. Eine radikale Neudefinition der Geschlechtsverhältnisse als Eltern wird damit unumgänglich. Derzeit werfen viele Eltern vor diesem Hintergrund das Handtuch. Andererseits wird ein gesellschaftlicher Reflexionsansatz positiver Väterlichkeit, der den Vater nicht mehr ausschließlich im Versorgereck, sondern auch als Beziehungsvater sieht, langsam wahrnehmbar. Diskussionen über Väterkarenz nach skandinavischem Vorbild lassen aufhorchen, brauchen aber geführte Reflexion und Moderation, um auf breiter gesellschaftlicher Basis greifen zu können.

Abschließend darf ich Ihnen noch unseren spezifischen Zugang zur Elternbildung und das damit verknüpfte Konzept vorstellen. Als ARGE Erziehungsberatung sind wir ein Schulungsträger, der nach einem zertifizierten Curriculum ElternbilderInnen und ErziehungsberaterInnen ausbildet und mit dem gegenständlichen Thema der Elternbildung im praktischen Alltag vertraut. Unter dem Label „Elternbildung schafft Zukunft“ versuchen wir, einen spezifischen Zugang zur Elternbildung über mehrere Ansatzpunkte zu generieren. Wesentlich ist, dass frühere Konzepte von Elternbildung von Eltern vielfach sperrig und belehrend erlebt wurden und daher entsprechende Ablehnung erfuhren. Uns war die Aufspaltung dieser traditionellen Assoziationen wichtig. Wir haben unser Konzept auf mehreren zusammenwirkenden Säulen aufgebaut: Bewusstseinsbildende Maßnahmen zur Elternbildung, Nutzung moderner Medien, ElternbilderInnen nicht als „ErwachsenenbilderInnen“ im klassischen Sinn zu begreifen, sondern als ProzessbegleiterInnen und ModeratorInnen, die Informationen für den Prozess zu Verfügung stellen, spezifische Zielgruppenorientierung unseres Angebotes, „get them where they are“ – Eltern dort abholen, wo sie sind, und dynamische Elternbildungsangebote, die wir auf Basis der Rückkoppelungsschleife von Untersuchungen zu den spezifischen Bedürfnissen von Zielgruppen entwickelt haben. Ich möchte Ihnen kurz die einzelnen Punkte erläutern.

Bewusstseinsbildende Maßnahmen zur Elternbildung. Ziel ist die Bewusstseinsbildung, Elternbildung adelt sozusagen. Für die wirksame Umsetzung wurden Kooperationen mit engagierten Medienfachleuten eingegangen, die in der Gründung einer eigene Körperschaft, nämlich „Media and Education“, Niederschlag fand und sich folgenden Aufgaben widmet: Sicherstellung medialer Präsenz in Form von Thematisierung von Elternschaft und Erziehungsthemen als Familienthemen mit dem Ziel, die Reflexionsbereitschaft zu erhöhen und die Menschen für die Wichtigkeit von Elternbildung zu sensibilisieren. Angepeilt wird die positive Belegung von elterlicher Selbstreflexion und Erziehung und damit verbunden die Etikettierung von Elternbildung als Instrument zur bewussten Lebensgestaltung und des gesellschaftlichen Mitverantwortungsbewusstseins.

In diesem Zusammenhang wurde in einer großen Tageszeitung unter dem Titel „family coach“ eine regelmäßige Serie eingerichtet, die auf eine ungewöhnlich große Resonanz und daher sichtbar hohes Interesse aus der Bevölkerung verweisen kann. Weiters fällt unter diesen Punkt der Aufbau einer Informationsdatenbank zu Erziehungsthemen, um die journalistische Recherche zu erleichtern und somit auch bei anderen Artikeln eine vertiefte Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Thema zu bewirken.

Die Nutzung moderner Medien. In diesem Bereich können wir auf unsere Online-Informations- und Beratungsstelle hinweisen, die kostenlos und anonym 24 Stunden am Tag agiert. Ein Team von 30 ElternbilderInnen sowie eine Organisationsfachkraft und ein Supervisor teilen sich hier die Aufgaben. Nach mehr als einjährigem Betrieb wurde diesem Instrument in einem Zwischenassessment eine äußerst gute Annahme auf Grund seiner Unmittelbarkeit, Anonymität und Geschwindigkeit attestiert. Wir haben dies evaluiert und einen Beitrag darüber vergangenen Juni auch zur Verfügung gestellt.

ElternbildnerIn nicht als „ErwachsenenbildnerIn“ im klassischen Verständnis, sondern als ProzessbegleiterIn und ModeratorIn, der/die Information für den Prozess zur Verfügung stellt. Ein partnerschaftlicher, egalitärer Zugang unter Vermeidung beherrschender Schulsituationen – so kann man das Klima, das wir für Elternbildungsveranstaltungen anstreben, beschreiben. Hierbei steht das Prozesshafte immer im Vordergrund, die Aufwertung und Bestärkung der Elternschaft und die Bereitstellung von Information als Arbeitsgrundlage und Ausgangspunkt kritischer Reflexion. Wichtig ist uns auch, dass in diesem Konzept der Transfer des Erarbeiteten in die normale Familiensituation initiiert wird.

Die Orientierung des Angebotes an den Bedürfnissen spezifischer Zielgruppen. Es hat sich bewährt, die Inhalte der Elternbildungsangebote an spezifischen Zielgruppen zu orientieren. Wir können zum Beispiel gerade im Bereich der für die klassische Elternbildung schwierig zu erreichenden türkischen Eltern – die in letzter Zeit in den Fokus der Aufmerksamkeit bezüglich Integrationsbestrebungen geraten sind – darauf hinweisen, dass wir durch die Ausbildung türkischer ElternbildnerInnen auch diese Eltern ansprechen. Türkische ElternbildnerInnen haben für diese Zielgruppe eine wesentlich höhere Glaubwürdigkeit, und die Bereitschaft der Annahme der Elternbildung ist dadurch deutlich erhöht worden.

Get them where they are. Die hohe Auslastung und Mehrfachbelastung sowie die schlechte Organisierbarkeit eines geeigneten Zeitfensters hindern Eltern oftmals, zu Elternbildungsveranstaltungen zu kommen. Das Konzept des „get them where they are“ – Elternbildungsveranstaltungen dort anzubieten, wo Eltern sowieso hin müssen – ist eine effiziente Strategie. Wir haben dazu verschiedene Strategien erprobt, beispielsweise eine betrieblich ausgerichtete Elternbildung. Diese bestand aus drei Modulen: Berufstätige Frauen

und Alleinerziehende, Eltern Pubertierender sowie Väter im Spannungsfeld von beruflicher Karriere und neuer Väterlichkeit. Ein anderer Aspekt widmete sich der Elternbildung in Kindergärten und Horten und ein weiterer wesentlicher Aspekt der Elternbildung in Volksschulen, denn gerade die Einschulungsphase des Kindes wird als sehr günstiges Zeitfenster erlebt. Die Aufmerksamkeit und Bereitschaft der Eltern, sich hier mit Erziehungsfragen auseinanderzusetzen und Elternbildung anzunehmen, ist sehr hoch.

Dynamische Elternbildungsangebote, die entwickelt werden auf der Rückkopplungsschleife aus Untersuchungen zu den spezifischen Bedürfnissen von Zielgruppen. Das ist die sechste Säule unseres Konzeptes, und in diesem Zusammenhang darf ich auf unsere letzte qualitative Studie über alleinerziehende Väter in Österreich hinweisen, die vom Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen in Auftrag gegeben wurde. Thema war das Lebensumfeld, die Bedürfnisse, die speziellen Strategien und das Alltagsmanagement von alleinerziehenden Vätern sowie ihr Vaterschaftskonzept. Daran ging hervor, dass sich alleinerziehende Väter von Elternbildungsangeboten nicht angesprochen und sich sogar davon ausgegrenzt fühlen, obgleich sie Bedarf dafür anmelden. Im Anschluss an diese Studie haben wir daher eine Arbeitsgruppe eingerichtet, die sich mit den speziellen Erfordernissen der Väter auseinandersetzt.

Abschließend darf ich noch zusammenfassen und anmerken, dass Elternbildung unter diesen zitierten Gesichtspunkten und Aufgabenfeldern zu einem Instrument wird, dem immense Bedeutung in der Mitgestaltung des sozialen Friedens zukommt. Ein Instrument, das aktiv gesellschaftliche Zukunft mitgestaltet, denn unsere Kinder sind die EntscheidungsträgerInnen von morgen.